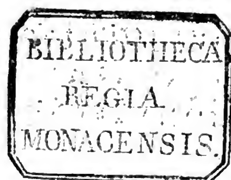
LEBENSBILDER AUS DÄNEMARK: IN NOVELLEN UND ERZÄHLUNGEN

Carl Bernhard





Lebensbilder
aus
Dänemark
in Novellen und Erzählungen

von

Carl Bernhard.

Erster Band.

Die Hospital-Verlobung.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.

1840.

Die
Hospital-Verlobung.

Novelle

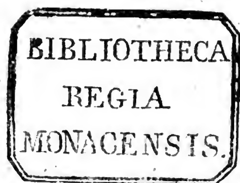
von

Carl Bernhard

Verfasser der Novellen:
„Ein Jahr in Copenhagen“ und „das Glückskind.“

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.

1840.



F r o n t o n.

Fragment eines Daguerrotyps von der Langen=Linie bei Kopenhagen.

— — „Schön bist du, heiliges Meer mit deinen ewig wandelbaren Fluthen und unerforschlichen Tiefen, schön bist du, dänischer Oeresund mit deinen grünen Inseln, deinen lachenden Ufern."

Also flossen mit Inbrünst die Worte aus dem Munde eines jungen Mannes, der sich neben seinem älteren Freunde auf einer Bank auf der Langen=Linie niedergelassen hatte.

In demselben Augenblicke donnerte ein Kanonenschuß von der entgegengesetzten Batterie, und die fernen Ufer warfen den gewaltigen Schall zurück.

Zwei große Kriegsschiffe entfalteten ihre ungeheuren Massen von Segeln und glitten wie stolze Schwäne über die Wogen nach der Ostsee hin, während der gegenseitige Kanonengruß fortdauerte und durch ein

tausendmaliges Echo von der waldigen Küste Seelands wiederholt wurde.

Ein englisches Dampfschiff mit seinen klappernden Rädern kam von Süden herauf und näherte sich allmählig der Rhede, indem es den meilenlangen Schweif von dunkelm Rauch hinter sich zog. Der Pascha von Aegypten mit allen seinen Roßschweifen hätte nicht ein so imposantes Ansehn gehabt.

„Wie doch Alles hier verändert ist," versetzte der ältere der beiden Freunde. „Wenn ich an die Zeit denke, als ich vor acht und dreißig Jahren als Freiwilliger mit der Muskete auf der Schulter hier stand, und die zwei mächtigen Flotten mit einander auf Leben und Tod kämpften. Die Luft war von tausend Feuerschlünden in Bewegung gesetzt und die vielen Opfer, welche der Würgengel der Zwietracht erheischte, färbten die Wogen blutigroth. Jetzt sieht Alles so friedlich, so ruhig aus. Dort drüben, wo damals Nelsons Admiralschiff lag, als er, der stolze Britte, den unüberwundenen Dänen seinen Parlamentair mit der weißen Fahne zuschickte, zeigt sich jetzt Albions Flagge auf dem neuen englischen Dampfschiffe. Wir haben nicht zu befürchten, daß es Waffen und Kämpfer in seinem Bauche verberge. Es bringt uns nur neugierige Reisende, schöne Waaren und enggedruckte Zeitungen."

„Ja, du hast Recht," antwortete der Jüngere, „Alles ist verändert; jetzt stechen die Kriegsschiffe in

die See, nur um unsere Cadetten zu üben. Der Kampf ist vergessen und seine Spur findet sich allein in den Jahrbüchern der Geschichte. Seine tapfern Opfer ruhen hinter jenen Bäumen unter dem großen Grabhügel, der sie Alle umfaßt, und wir können jetzt hier ruhig und vollkommen sorgenfrei sitzen."

Die Lange-Linie war eben heute in ihrer schönsten Pracht. Diese von dem Kopenhagener beau-monde stark besuchte Promenade, ist zugleich die äußerste Befestigung der Citadelle gegen den Oeresund hinaus. Sie bildet einen Halbzirkel um diese Festung, von deren Wällen sie durch einen breiten Graben getrennt ist. Wer die frische Seeluft hier einathmet, genießt zugleich eine weite Aussicht nach drei Seiten. Rechts liegt die Stadt mit ihren Holmen und Marine-Gebäuden; im Vordergrunde öffnet sich das Bassin, wo die Kriegsschiffe unter ungeheuren hölzernen Dächern ruhen. Im Hintergrunde heben die Kirchthürme der Stadt sich empor, und deuten auf einen Umfang, durch den Kopenhagen seinen Ruf als eine große europäische Stadt bewährt. Eine Echappée de vue ist durch die Bäume der Langen-Linie und der angrenzenden Esplanade nach dem königlichen Pallaste hinauf angebracht. Der Schiffer, der bei dunkler Nacht den Oeresund passirt, muß sich wohl wundern, wenn ihm die zahlreichen Laternen der langen und breiten Amalienstraße, wie ein unerwartetes Vauxhall, plötzlich ent-

gegenleuchten. Gerade vor der Langen=Linie liegt die Hafenbatterie, Drei=Kronen, mitten in der See. Ueber ihren Granitmauern wehete die rothe Flagge mit ihrem weißen Kreuze fröhlich in der Luft, während der Donner der Kanonen noch immer fortdauerte. Hinter der Batterie wird man die ungewissen Umrisse Schwedens gewahr. Links öffnet sich gegen Norden der große Golf, dessen Küsten mit Landhäusern und Lustwäldern geschmückt sind. Kähne mit rothen Segeln bringen die Beute hin und her, welche die Fischer in der stillen Nacht aus der Tiefe des Meeres geholt haben. In der Ferne hebt sich das steile Gestade der Insel Hween. Hier stand einst Uranienburg, die Sternwarte des großen Tycho de Brahe. Wenn auch Deutschland sein Grab deckt, doch war er Däne; seine Wiege stand hier in Dänemark, sein Geist und sein Herz waren echt dänisch.

Die beiden Freunde schwiegen und ließen ihre Blicke auf der weiten See herumirren. Der alte Herr dachte an den Tag, als er am Fuße des Vesuvs zum ersten Male die Insel Capri ins Auge faßte. Und er hatte wohl Grund dazu. Wer einst sich durch den herrlichen Anblick jener Natur von Wonne durchströmt fühlte, kann nicht kalt bleiben, wenn er an einem schönen Septembertage auf der Langen=Linie steht. Mit der wundervollen neapolitanischen Bucht ist Nichts in der Welt zu vergleichen. Allein unser

schöner Sund ist doch eine blonde Schwester jener italienischen Schönheit. Es lächeln uns hier nicht die Orangenbäume mit den goldnen Früchten entgegen; doch die üppigen Buchenwälder hinter „Skovshoved", dem seeländischen Castellamare, erheben den Geist und erquicken den Körper. Kaiser Tibers Pracht auf Capri liegt in Schutt danieder; auch Uranienburg ist verschwunden und ihre Ruinen sind kaum noch mehr zu finden. Das ungeduldige Auge sucht hier vergebens St. Nicolo, den hohen Gipfel von Ischia, allein die weißen Mauern von Landskrona in Schweden gönnen dem suchenden Blicke doch wenigstens einen Ruhepunkt. — Das Dampfschiff lag schon auf der Rhede. Der Wind ging kaum und ein Paar hundert Schiffe mit ihren ausgespannten Segeln bewegten sich gemächlich über die hellblaue Meeresfläche, wie leichte Wolken über den Azurhimmel. —

Nach einer langen Pause fing der jüngere der beiden Freunde an: „Wahrhaftig, ich pflichte ganz dem feinen Louis Philipp bei in seinem großartigen System de la paix générale. Erst wenn Krieg und Todschlag völlig in Vergessenheit gerathen sind, werden alle Scheidewände der Nationen fallen, und erst dann werden die kosmopolitischen Ideen, die noch jetzt als verachtete Raupen herumkriechen, sich in glänzender Schmetterlingspracht siegreich über alle Hindernisse erheben. Besonders der Norden wird hiedurch gewinnen.

Bis jetzt ist Skandinavien ein terra incognita gewesen. Jenseits der Elbe hat man keinen Gedanken von der Intelligenz, die sich hinter den bescheidenen Gränzen Dänemarks verbirgt, und doch dürfen wir vielleicht uns nach unsern verhältnißmäßigen Kräften mit jeder andern europäischen Nation messen. Es ist indessen ärgerlich zu hören, wie mir erst gestern mitgetheilt wurde, man erzähle sich in Wien als eine nicht ganz zuverläßige Neuigkeit, Dänemark habe auch eine wirkliche Literatur."

„Die Wiener mögen glauben was sie wollen," antwortete der Aeltere. „Was geht uns das an? Glücklich sind die Besitzer, und wir wissen, was wir haben."

„Aber Andere sollten es auch wissen," bemerkte der Jüngere. „Dänemark hat bis jetzt isolirt stehen müssen. Die Sprache ist für Fremde schwer zu lernen und kann im Ganzen recht wohl von ihnen entbehrt werden, weil so viele Dänen deutsch, französisch und englisch sprechen. Allein man muß die Sprache eines Landes genau kennen, sonst kommt man nie zu einer recht klaren Ansicht von den Verhältnissen des Volks, und wenn Jemand, wie es nicht selten trifft, trotz dem sie beurtheilen will, so spricht er wie der Blinde von den Farben. Diese Blindheit macht, daß man häufig völlige Wundergeschichten über Dänemark liest, die kein Däne sehen kann, ohne über den totalen

Mangel an Sachkenntniß zu lächeln, womit jene Geschichten gemacht sind. Besonders die Franzosen haben ganz eigenthümliche Ideen von unserm Lande. Wie oft haben nicht Verfasser von Reisebeschreibungen ihnen allerlei alberne Erzählungen über die nordischen Länder aufgetischt."

„Bitte zu entschuldigen, die Franzosen sind doch nicht gar zu dumm," entgegnete der Aeltere.

„Die Erdbeschreibung, lieber Freund, ist von jeher die schwache Seite der Franzosen gewesen, und wäre es vielleicht noch in diesem Augenblick, wenn wir ihnen nicht unsern Malte Brun zugeschickt hätten. Er war ohne allen Zweifel der erste Lehrer der Geographie in Frankreich. Vor seiner Zeit erfreuten die Franzosen sich des schönen Wahns, daß die civilisirte Welt an den Grenzen Frankreichs aufhörte. Wie die Römer alle fremde Nationen Barbaren schalten, so sahen auch die Franzosen die übrige Welt als ein mehr oder weniger erträgliches Sibirien, aber doch immer als ein Sibirien an. Ich habe gebildete Leute in Frankreich äußern hören, daß ein ewiger Schnee die dänischen Fluren bedecke und daß des Nachts mitunter die Straßen in Kopenhagen von Bären beunruhigt würden. Ja, es sind noch nicht zehn Jahre her, daß ein alter Matrose aus Norwegen mit struppigem Barte auf dem Boulevard in Paris als une femme scandinave vorgezeigt wurde, und dieses phantastisch ausgeschmückte

Individuum ließ der Entrepreneur den Kopf von einer lebendigen Taube abbeißen, und rohes Fleisch essen, um die Zuschauer von der nordischen Barbarei zu überzeugen. Niemand hat es indessen so weit getrieben wie Victor Hugo, der den Helden einer seiner nordischen Schilderungen von Norwegen nach Island schwimmen läßt. In Paris hat man, wie ich genau weiß, sich von einem französischen Botschafter, der vor einigen Jahren von Kopenhagen zurückkehrte, weiß machen lassen, daß die Dänen bei ihren Begräbnissen den Sarg auf den Eßtisch offen hinsetzten, und daß das Gefolge Platz um den Tisch nehme und eine lustige Mahlzeit zur Ehre des Verstorbenen halte. Nein, bleibe mir vom Leibe mit den Franzosen, mit ihnen ist noch Nichts anzufangen. Aber auch unsere deutschen Nachbarn, kennen sie wohl so recht vom Grunde aus Dänemark und die dänischen Verhältnisse?"

„Das kommt mit der Zeit," antwortete der Aeltere. „Die Reiselust nimmt zu, und die vielen Dampfschiffe geben unsern Nachbarn eine gute Gelegenheit uns zu besuchen. Sie mögen denn mit eigenen Augen urtheilen."

In demselben Augenblicke fuhr auf dem macadamisirten Wege ein leichter Wagen an der Bank unserer beiden Freunde vorüber. Auf dem Hintersitze saßen zwei Herren. Der Eine, dessen edle Gesichtszüge an Phidias erinnern, war in einen weiten, blauen, italienischen Mantel gehüllt. Der breite Rand seines Hutes

würde ihn den Blicken der beiden Freunde entzogen haben, wenn nicht die Fülle seiner schneeweißen Haarpracht ihn verrathen hätte.

„Dort fährt Thorwaldsen," versetzte der Aeltere. „Er hat seiner Vaterstadt seine Kunstschätze geschenkt, und diese kostbare Sammlung wird die Ausländer zu Tausenden herbeiziehen. Kopenhagen wird einst das Mekka werden, wo jeder Künstler, der die Bildhauer studiren will, hinpilgern muß. Die Kunstliebhaber werden nachfolgen und man wird dann erfahren, daß der Weg nach Kopenhagen nicht durch eine Wüste geht, sondern daß man auf Dampfschiffen oder in gemächlichen Eilwagen durch fruchtbare Felder und schöne Holzungen hieher gebracht wird. Der Bärenjäger wird hier vergebens den Gegenstand seiner Leidenschaft suchen, aber die Freunde der Kunst und der Wissenschaft dagegen ihren Besuch in der dänischen Hauptstadt nicht bereuen."

„Aber," nahm der Jüngere das Wort, „die vielen Menschen, die keine Gelegenheit haben hier mit eigenen Augen unsere Verhältnisse zu betrachten, könnten doch wenigstens eine theoretische Bekanntschaft erlangen, wenn wir ihnen unsere Literatur zugänglich machten, besonders die Romanenliteratur, die unsere innern Verhältnisse schildert. Es kommt mir so natürlich vor, daß ein Verfasser den Wunsch habe, nicht allein für seine Landsleute, sondern auch für Ausländer zu arbeiten. Es wundert mich wahrhaftig, daß so wenige

unserer Dichter danach strebten. Der menschliche Geist kennt in seinem höhern Streben keine Grenzen für seinen umfassenden Blick. Es sind nicht einzelne Individuen, nicht einmal einzelne Völker, die seinen Drang befriedigen können; es ist das ganze menschliche Geschlecht, das seine Kräfte in Anspruch nimmt. Allenthalben, wo es Menschen giebt, findet der menschliche Geist auch seine Heimath, seinen Wirkungskreis und seine Anerkennung. In diesem Sinne sagt einer der ersten jetzigen schwedischen Dichter, daß die Heimath des Mannes nicht bloß dort sei, wo der Zufall seine Wiege hinstellte, sondern allenthalben, wo er den hohen Mächten des Lichtes sein Opfer darbrachte."

„Obgleich dieses von jeder Geistesthätigkeit im Allgemeinen gilt," bemerkte der Aeltere, „ist es doch für den einzelnen Menschen bald mit kleineren bald mit größeren Schwierigkeiten verbunden, seinen geistigen Wirkungskreis zu erweitern. Der Maler, der Bildhauer hat den Vortheil, daß seine Werke, wo sie auch auf der weiten Erdkugel hingebracht werden, von jedem, der für die Sprache der Farben und des Marmors Sinn hat, begriffen und geschätzt werden. Daher wird Thorwaldsens Name an manchem Orte genannt werden, wo Niemand weiß, daß es einen Oehlenschläger giebt. Der Tonsetzer hat noch den Vortheil, daß er durch Hülfe der mechanischen Kunst das einzelne

Erzeugniß seines Geistes vervielfachen kann. Die Melodie der Töne wird von jedem fühlenden Herzen verstanden. Allein der Schriftsteller, er sei Gelehrter oder Dichter, kann nur durch eine Sprache seine Gedanken verwirklichen, und es ist natürlich, daß sein Mittheilungsorgan seine Muttersprache ist. Gedenkt er seine Thätigkeit über die vielleicht engen Grenzen auszudehnen, die dieser Sprache vorgezeichnet sein mögen, muß er zugleich alle die Schwierigkeiten überwinden, die der Sprachunterschied ihm in den Weg stellt."

„Und warum sollten wohl diese Schwierigkeiten so gar erheblich sein," fiel der Jüngere ein.

„Sie sind wenigstens nicht so ganz leicht zu beseitigen, zumal für einen Dichter, der sich zur Aufgabe gestellt hat, die geselligen und rein menschlichen Verhältnisse seines Landes und seiner Zeit zu schildern. Denn für keinen Andern, als eben für ihn, ist der Gedanke dargestellt, mit dem Ausdrucke zusammengegossen und zusammengeschmolzen. Ein verändertes Wort bringt gleich eine ganz andere Vorstellung hervor. Wie oft liegt nicht die feinste Charakteristik in einer einzigen Sprachwendung der täglichen Unterhaltung. Hat nicht jeder von uns gefühlt, daß ein einziges Wort, auf eine gewisse Art angewandt, uns das Innere des Menschen weit deutlicher entfaltet, als eine seitenlange Entwickelung seiner Gedanken und Gefühle? Und wie leicht

trifft es nicht ein, daß der Dichter, seines Fleißes und seines Talentes ungeachtet, doch nicht in der reichern fremden Sprache eine vollkommen analoge Bezeichnung seines in der Muttersprache entsprungenen Gedankens findet?"

„Dem sei, wie ihm wolle," wandte der Jüngere ein. „Es kann doch unmöglich deine Meinung sein, daß diese Schwierigkeiten einen merklichen Einfluß auf den innern, wenn ich mich so ausdrücken darf, substantiellen Werth einer dichterischen Arbeit ausüben."

„Die Uebertragung einer Dichtung in eine fremde Sprache kann doch leicht einige von den feineren Zügen verwischen, die manchmal, wie die tausendfältigen kleinen Verzierungen des gothischen Gebäudes, den eigenthümlichen Schmuck des ganzen Werkes bilden. Ich finde es daher ganz natürlich, daß ein Dichter, der im Begriff ist seine Arbeit in einer fremden Sprache herauszugeben, schon in der Sprachverschiedenheit und in dem, was damit in Verbindung steht, hinlänglichen Grund zum Zweifel finden könne, ob seine Arbeiten bei den neuen Lesern den nämlichen Beifall finden werden, den ihm seine Landsleute gezollt."

„Wenn nur die Darstellung recht treu, natürlich und lebhaft ist," bemerkte der Jüngere, „kann ich mir nicht Anderes denken, als daß es dem dänischen Verfasser leicht sein muß, die deutschen Leser mit den eigen-

thümlichen Verhältnissen des geselligen Lebens in Dänemark recht vertraut zu machen."

„Aber du vergissest, lieber Freund," bemerkte der Aeltere, „wie sehr ein Name zu dem Erfolg einer solchen transbaltischen Entreprise beitragen muß. Diejenigen von unsern Dichtern, welche schon einen Namen besitzen" . . . .

„Aber, ich bitte dich," fuhr der Jüngere auf — „was für einen Namen hatte Baggesen, unser erster und bis jetzt unübertroffener Lyriker, als er zum ersten Mal auf der großen Weltbühne erschien. Kurz vorher war er ein armer Schreiberjunge bei einem untergeordneten Beamten in einem armseligen Flecken auf Seeland gewesen; er hatte damals noch nicht den Zutritt zu den ansehnlichen und feinen Zirkeln, wo er später ganz zu Hause war. Und was meinst du von unserm Holberg? Dieser große Schriftsteller hat sich in so vielen verschiedenen Richtungen einen unsterblichen Ruf erworben. Aber er fing nicht als eine gelehrte Illustration an, er war damals noch nicht Baron, er war ein armer, unbekannter Student und hatte keine andere Protection als die seiner Muse. Den besten Beweis, daß man gar keinen Namen brauche, um Anerkennung zu finden, haben wir in den beiden mystischen Personen, dem „Verfasser einer Alltagsgeschichte" und „Carl Bernhard." Wenn es übrigens von mir ab=

hinge, würde ich am Liebsten diese beiden Repräsentanten der dänischen Gesellschaft über die Elbe geschickt haben; denn es kömmt mir vor, daß sie unsere heimathlichen Verhältnisse mit großer Genauigkeit schildern."

„Der Wunsch ist ja zum Theil schon erfüllt," bemerkte der Aeltere. „Was den Ersten betrifft, hat der verstorbene Professor Kruse mehrere von seinen „Erzählungen aus der Kopenhagener fliegenden Post" übersetzt und in fünf Bänden herausgegeben. Der erste Roman von Carl Bernhard, „Ein Jahr in Kopenhagen," ist auch von Kruse übersetzt und in Leipzig vor einigen Jahren herausgegeben."

„Dadurch hat er ihm keinen wesentlichen Dienst geleistet," antwortete der Jüngere. „Obgleich dieser Roman hier Glück machte und wegen seiner sinnreichen Erfindung und seiner lebhaften Schilderungen von der Monatsschrift für Literatur gelobt wurde, habe ich ihn doch nie recht befriedigend gefunden. Er leidet unläugbar an groben Fehlern in der Composition und an Unwahrscheinlichkeiten; der Verfasser hat in diesem Roman so viele Materialien zusammengebracht, daß er nicht hinlänglichen Platz gehabt hat, seinen Stoff zu bearbeiten. Es ist dieser Ueberfluß den ganz jungen Schriftstellern eigenthümlich; ich glaubte damals, daß der pseudonyme Carl Bernhard ein ganz blutjunger Mensch sei."

„Und warum glaubst du es jetzt nicht mehr?" fragte der Aeltere.

„Weil er später „das Glückskind" geschrieben hat; dieses Buch, welches auch auf Deutsch vom Verfasser herausgegeben wurde, ist nicht von einem jungen Menschen geschrieben. Carl Bernhard muß ein ältlicher Mann sein, der in der großen Welt gelebt hat, vielleicht ein Ex-Chargé d'Affaires, der früher mehrere Jahre an irgend einem Hofe zubrachte. Er schildert nicht allein das Leben in den höhern Zirkeln, sondern zugleich die diplomatischen Salons, wo nicht leicht ein Uneingeweihter hineindringen kann. Seine Skizzen deuten nicht bloß im Allgemeinen an, wie das Leben in diesen aristokratischen Cotterien sich gestalten könne, sondern sie sind zugleich Croquis, die der Verfasser an Ort und Stelle genommen hat, um zu zeigen, wie diese Hochschule europäischer Eleganz wirklich organisirt ist. Carl Bernhard ist nicht allein bei diplomatischen Diners und geheimen Unterhandlungen zugegen gewesen; er muß, was noch mehr ist, den diplomatischen Damen den Hof gemacht haben; ja, ich gebe meinen Kopf darauf, daß er vor ihnen in ihrem Boudoir gekniet hat, der glückliche Schelm."

„Wie in aller Welt kannst du doch zu einem solchen Resultate kommen," entgegnete der Aeltere. „Deine brennende Phantasie muß ihn ohne Zweifel

beneidenswerth finden, weil er das große Glück gehabt hat, das seidene Kleid einer diplomatischen Schönheit knittern zu hören. Was meinst du nun, wenn er vielleicht dasselbe Glück gehabt hätte, weil er Conducteur eines Eilwagens oder einziger Arzt auf dem Lande, oder Mitglied der glücklichen Zunft, die ex officio vor den schönen Weibern Kniebeugungen zu machen haben, ist. Diese intricate Stellung kann wohl einem Schuster den Kopf wirre machen und es ist nicht zu wundern, daß Hans Sachs und seine Zeitgenossen nie recht bei ihren Leisten haben bleiben wollen. Nach meiner Meinung kann Carl Bernhard eben so wohl das Eine als das Andere sein."

Der Jüngere machte eine Bewegung mit der Hand, die bloß zu sagen schien: „Bah! ich bleibe bei meinem Glauben." Der andere fuhr fort: „Ich habe nur mit den Schriften des Verfassers zu thun, seine Persönlichkeit ist mir gleichgültig. Er kann übrigens nicht der Gleichgültigkeit geziehen werden. Wahrhaftig, es nimmt mich Wunder, daß er nach dem Beifall, den seine Schriften gefunden, sich noch nicht zu erkennen gegeben hat."

„Ja, du hast Recht," erwiederte der Jüngere. „Denn eben der Beifall, den er gewonnen, scheint mir ein solcher zu sein, den ein Dichter sich am liebsten wünschen muß. Es waren nicht allein die ein-

zelnen Recensenten, die ihm ihre gnädige Protection gönnten; es war wirklich die Stimme des Publikums, die sich zu seinen Gunsten erhob. Daher die Begierde, womit seine Schriften gesucht und gelesen, daher die Wärme, womit sie in den verschiedenen Kreisen der Leserwelt erwähnt werden. Dies ist der Beifall, den ein Dichter sich am liebsten wünschen muß."

„Doch mit allem gebührenden Respekt vor der wissenschaftlichen Kritik, sollte ich meinen."

„Das versteht sich von selbst," fuhr der Jüngere fort; „allein das Lob der Kritik kann doch den Verfasser nur wenig befriedigen, wenn es mit den Ansichten des lesenden Publikums nicht übereinstimmt. Wäre ich Schriftsteller, würde ich mich gewiß wenig um die Recensenten kümmern, wenn ich nur wüßte, daß meine Schriften allgemein gelesen würden. Könnte das mir wohl ein wahrer Genuß sein zu wissen, daß die Kritik meinen Schriften den Stempel aller Vollkommenheiten aufgedrückt, und daß sie dem ungeachtet nur mitunter von einem soi-disant ächten Kenner geöffnet würden, und sonst mit ihrer stillen, innern Pracht in den entlegenen Bücherschränken schon beigesetzt wären? — Dieses traurige Loos trifft nicht selten die gestempelten Meisterwerke. Carl Bernhard hat hier zu Hause ein besseres Schicksal gehabt, und ich glaube, daß er auch in Deutschland nichts zu be-

fürchten hätte. Ich würde ihm nur den Rath geben, seine Truppen keck über die Elbe zu führen, und ich möchte wünschen, ihm bei einer solchen Invasion behülflich sein zu können."

„Du würdest wenigstens die Tagesbefehle und Proklamationen für ihn schreiben können, denn wahrhaftig, deine Lobrede über ihn ist so schön, daß ein Hochzeitbitter schwerlich seine Worte besser zu wählen vermöchte."

„Die deutsche Lesewelt würde sich dadurch nicht fangen lassen, denn ihre hohe Bildung macht ihr Urtheil selbstständig und unpartheiisch. Es könnte übrigens doch selbst unseren Nachbarn von Interesse sein, zu wissen, daß die Hoffnung des Verfassers, fleißige Leser zu finden, nicht ganz aus der blauen Luft gegriffen, sondern auf der einfachen Thatsache begründet wäre, daß ein großer Kreis seiner Landsleute seine Schilderungen mit Wohlwollen empfangen habe."

Ein junger Herr im blauen Militair=Ueberrock begrüßte die beiden Freunde und mischte sich ins Gespräch, während sein langhaariger englischer Hund längs dem Wasser hin= und herlief. Der junge Offizier war ein fröhlicher Bursche, mit einem Barte à la jeune France. Sein zierlicher Schnurrbart zeigte, daß er, seines revolutionairen Kinnes ungeachtet, doch wenigstens die Gesetze der Mode anerkenne.

„Unsere schöne Lucile Grahn," fing er an, „hat in der großen Oper zu Paris ein erstaunliches Glück gemacht. Ich finde das auch ganz natürlich, denn ich weiß Nichts in der Welt, das so schön wäre wie zum Beispiel ihre doppelte Mimik in dem spanischen Tanze el Jaleo di Xeres."

„Sie kann schon in fremde Dienste treten," bemerkte der Aeltere der beiden Freunde, „denn die Sprache genirt sie nicht. Mimik und Tanz bedürfen keiner Uebersetzung, sie werden von Allen verstanden."

Durch diese Ideenassociation gerieth das Gespräch wieder auf die Novellenverfasser.

„Welchen Dichter mögen Sie lieber," fragte der Offizier, „den Verfasser einer Alltagsgeschichte oder Carl Bernhard?"

„Die Beiden lassen sich nicht mit einander vergleichen," bemerkte der Aeltere, „ein jeder muß für sich beurtheilt werden."

„Aber man spricht doch sogleich von dem Einen, wenn man den Andern nennt," sagte der Offizier.

„Ja, es ist wahr," antwortete Jener, „man hat sie oft mit einander verglichen, aber mir däucht, nur weil zufällige Umstände eine gewisse äußere Analogie zwischen ihnen bilden. Der „Verfasser einer Alltagsgeschichte" trat in einer Zeit hervor, wo das Bedürfniß an originellen Schriften in der erzählenden

Dichtungsart, die bei uns nur wenige Bearbeiter gefunden hatte, allgemein gefühlt wurde. Die ältern Schriftsteller und ihre Arbeiten waren vergessen, obgleich sie viel Gutes enthalten, warum? weil sie nicht mehr zu der Zeit paßten. Jener Verfasser bahnte sich einen neuen Weg, und sein seltenes Talent erntete einen verdienten und enthusiastischen Beifall ein. Kurz nachher erschien Carl Bernhard, und diese beiden Verfasser haben uns später ihre Arbeiten beinahe gleichzeitig geliefert. Zu dem Lobe der dänischen Lesewelt sei es gesagt, daß sie im Allgemeinen ein inniges und anhaltendes Wohlwollen für die Schriftsteller bewahrt, die einmal ihre Gunst gewonnen haben. Der talentvolle „Verfasser einer Alltagsgeschichte" hatte zuerst das Interesse des Publikums gefesselt; später kam, wie gesagt, Carl Bernhard. Er holte seinen Stoff aus dem nämlichen Gebiete. Der Leser konnte nicht die Gerechtigkeit an die Seite setzen und gönnte daher auch dem spätern Verfasser einen Platz in seiner Gunst. Auf diese Art geschieht es, daß die dänische Lesewelt aus Furcht, irgend eine Ungerechtigkeit zu begehen, nie des Einen erwähnt ohne sich auch zu Gunsten des Andern auszusprechen. Der zufällige Umstand, daß der Professor Heiberg, der alle Arbeiten des ersten Verfassers herausgegeben hat, zugleich den Roman Carl Bernhards, „Ein Jahr in Kopenhagen," vor das Publikum führte, mag auch vielleicht etwas

zu jener Vergleichung beigetragen haben. Allein der Unterschied in der dichterischen Tendenz beider Verfasser scheint mit jeder neuen Schrift immer deutlicher hervorzutreten."

Schade, daß diese treffenden Bemerkungen des alten Herrn die Aufmerksamkeit des jungen Militairs nicht hatten fesseln können. Sein Blick verfolgte zwei schöne Mädchen, die sich durch ihren hohen Wuchs und fein gebogenen Nasen unter den spazierenden Damen auszeichneten. Die mütterliche Sorgfalt bewachte sie, und es dauerte nicht lange, bis sie hinter dem grauen Pallisadenwerke verschwanden. Der Offizier fiel plötzlich wieder in das Gespräch ein.

„Ja, die Herren wissen wahrscheinlich schon, daß alle Schriften Carl Bernhards jetzt auf Deutsch erscheinen werden."

„Wirklich?" brach der Jüngere aus. „Woher wissen Sie denn das?"

„Ich kenne das sehr genau. Der bekannte Professor O. L. B. Wolff zu Jena soll sich besonders für die Herausgabe dieser Novellen interessirt, und zugleich mit einem Wohlwollen, das auf die Dankbarkeit der Dänen, zu Gunsten unsers pseudonymen Landsmannes, ihm gerechten Anspruch giebt, die Durchsicht des Manuscripts übernommen haben. — Ich möchte doch wohl wissen, wem die deutschen Leser den

Vorzug geben werden, dem „Verfasser einer Alltagsgeschichte" oder Carl Bernhard."

„Aber warum immer diese Vergleichung?" antwortete der ältere der beiden Freunde. „Ich halte mich überzeugt, daß der scharfe Blick der deutschen Lesewelt recht bald den Hauptunterschied finden werde. Ich spreche von dem Geschlechtsunterschied, der jede wirkliche Analogie in dem innern Wesen ihrer Geisteswerke vertilgt. Wenn man eine poetische Ehe zwischen Beiden schließen würde, müßte ohne allen Zweifel der „Verfasser einer Alltagsgeschichte" die liebenswürdige, zarte Hausfrau werden, und dagegen Carl Bernhard das Scepter des Mannes übernehmen."

„Weit gefehlt," rief der Offizier, „ich kenne das sehr genau. Carl Bernhard ist eine Dame, ich habe sie eben gestern Abend in einer Gesellschaft bei dem englischen Botschafter gesehen. Dagegen gehört der obenerwähnte berühmte Verfasser ohne allen Zweifel unserm Geschlechte an."

Als der alte Herr ohne zu antworten den Kopf schüttelte mit einem feinen Lächeln, als ob er noch besser unterrichtet sei, fuhr der Offizier fort:

„Niemand wird übrigens ein besserer Schiedsrichter sein können, als eben der junge Diplomat, der dort mit den schönen englischen Fräuleins hergeritten kommt. Er hat sich schon lange in unserer literärischen

und gesellschaftlichen Welt bewegt, und kennt alle diese Verhältnisse sehr genau. Sein Pferd ist scheu geworden, siehe 'mal, und seine Damen sind ihm schon vorangeeilt."

Der junge Militair war zu dem Diplomaten gesprungen, während dieser sein Pferd zum Gehorsam zwang.

„Guten Morgen! Gott gebe, daß Sie einst die Nationen eben so leicht zu bändigen wissen werden, als Sie Ihre Gewalt über das unruhige Thier zu zeigen verstehen. Thun Sie mir doch den Gefallen, uns den Namen jener Dame zu sagen, die ich vorigen Abend in der Soirée sah, und die „das Glückskind" und die andern Novellen Carl Bernhards geschrieben hat, wie Sie mir sagten."

„Mit Vergnügen," antwortete der Diplomat. Allein sein Pferd wurde durch den heranlaufenden Hund des Offiziers aufs Neue scheu gemacht, es bäumte sich und jagte den Damen nach. Unsre Gesellschaft hatte Mühe, die Worte zu hören:

„Sie heißt Frau von" — — — —

Die Magie des Daguerrotypps wurde gebrochen, die Contouren schossen durcheinander und das Bild war zerronnen. —

Müssen doch Alle, die im Stillen und Geheimen wirken, vor den Erfindungen der jetzigen Zeit erschrekken. Der Mikrokosmus des materiellen und geistigen Wirkens wird jetzt von den hellen Sonnenstrahlen in einem Nu enthüllt. Doch, wir können uns trösten, jede Erfindung hat ihre Grenze, hinter welcher ein unbekanntes Land liegt, wo noch lange kein Columbus hinsteuern wird. —

Die

Hospital-Verlobung.

In einem eleganten Hause in Kopenhagen lehnte ein Modeherr mit verschränkten Beinen in einem bequemen Sorgenstuhle, neigte sich vorwärts, und nahm eben seine Cigarre aus dem Munde, um seinen etwas ältern Freund anzureden, der ihm gegenüber in tiefen Gedanken auf dem Sopha saß und mit den Bändern seines Schlafrocks spielte. Der Letztere hatte sich in die Kissen gedrückt und heftete einen starren Blick auf die Karnieße unter der Decke des zierlichen Zimmers, während er den bläulichen Dampf seiner Cigarre von sich blies. — Ludwig hieß der jüngere, Otto der ältere Herr. — Ludwig hatte seinem Freunde eben ein, nach seiner Meinung interessantes Abenteuer erzählt, welches einer seiner Bekannten, ein gewisser Baron, erlebt hatte, und welches sich um eine sogenannte Liebesgeschichte mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines Handwerkers, drehte. Otto fand viel an diesem Abenteuer zu tadeln, und die beiden Freunde hatten lange hin und her gestritten. Sie waren beide unabhängig und lebten von ihrem Vermögen. Der Aeltere verwandte seine Muße auf schriftstellerische Arbeiten, —

er war ein Dichter — der Jüngere die seine, zu lesen, was Andere geschrieben hatten. Übrigens waren sie ebenso verschieden, wie meistens ein Verfasser und sein Leser.

„Weißt du noch wovon wir redeten?" fragte Ludwig.

„Ach ja, ich hab' es nicht vergessen," entgegnete Otto.

„Ich sagte ausdrücklich von einer gewissen Classe."

„Ich hört' es sehr wol, aber dies Argument lass' ich keineswegs gelten. Nach meiner Ansicht ist Familienfrieden gleich heilig in allen Classen, und eine nicht unbedeutende Quantität Herzlosigkeit gehört dazu, denselben so gering zu achten, wie's heut zu Tage Mode zu sein scheint. Könntet ihr jungen Herrn mit einem Blicke die lange Liste all des von euch, einzig und allein aus langer Weile, aus Mangel an ernsthafter Beschäftigung ausgesäten Verderbens überblicken, ihr würdet zurückschaudern; aber ihr seht nur das Einzelne, auch das nur, so lang' es euch interessirt, und euch interessirt allein, was euch einen angenehmen Zeitvertreib gewährt. Was bedeutet es überdies, jenes jämmerliche Classificationssystem? Wo ist die Grenze der von dir so dreist außerhalb des Gesetzes gestellten gewissen Classe? Ihr müßt sehr kurzsichtig sein, wenn ihr nicht einseht, daß es hier im Lande nur zwei Classen gibt, die Reichen, das heißt die Protegirten, und die Andern; ob diese Andern Secretaire, Grafen oder Schenkwirthe sind, ist durchaus gleichgültig. Wird der Schenkwirth reich, so avancirt er vor dem Gra-

sen und dem Secretair vorbei, wird vornehm und erhält einen Rang; seine Frau und seine Tochter aber avanciren mit ihm. Nichts läßt sich weniger berechnen als der Zufall, und deswegen kannst du, der heute Vermögen besitzt, morgen zur Classe der Andern gehören, und dann kann der Sohn des Schenkwirths von deiner Schwester sagen: „sie ist ein Mädchen von einer gewissen Classe," denn dazu hast du ihm ein Recht gegeben. Soll die Titulatur die Frage entscheiden, so steht dein Argument auf noch schwächern Füßen, denn unter einem so vornehmen Volke wie die Dänen überhaupt und die Kopenhagener insbesondere, sind von zehn Leuten sicher acht titulirte Personen, und man hat die sonderbarsten Exemplare von jeder Art von Titulados. Es gibt also keine gewisse Classe."

„Ja, Gott Lob, es gibt doch noch eine solche," entgegnete Ludwig lächelnd; „allerdings ist die Erziehung jetzt besser, und deswegen trifft man häufig eine äußere Politur, die der Bildung höherer Stände gleicht, aber das ist gerade das Piquante. Man sollte kaum glauben, wie viele junge Mädchen, die ich zur gewissen Classe rechne, verstehen, was man faire de l'esprit nennt. Blos eine kleine Liebesintrigue, und gleich fährt ein anderer Geist in sie."

„Um so größer ist eure Sünde, wenn ihr sie verlaßt," entgegnete Otto.

„Das liegt in den Verhältnissen, in der hochgelahr=

ten Erziehung, die gemeiner Leute Kinder jetzt haben sollen. Aber bei allem dem begreife ich kaum, wie hieraus so glänzende Resultate hervorgehen können; es will mir gar nicht recht zu Kopf."

„Nein, es kommt nicht daher," erwiederte Otto; „es hat einen viel tieferen Grund, der weder mit dem Schulwesen noch mit der Schuldirection zu thun hat. Ich habe vor Kurzem ein englisches Feenmährchen gelesen, in welchem der glühende Liebhaber sich seiner Angebeteten zu Füßen wirft und der Dichter dann seinen Lesern zuruft: „„Ich wollte, ihr hättet den Feenprinzen knieen sehen! Ihr würdet überzeugt worden sein, daß seine Gefühle, seine Handlungsweise ganz denen der Menschen glichen und dann nie mehr über die Liebe spotten."" Dies fällt mir eben zur rechten Zeit ein. Die Liebe ist bei uns in dem Grade feenartig, daß sie sich selbst bei Feen nicht anders äußern kann, als bei Menschen. Sie ist eine so zauberische Kraft, daß sie den Menschen auf eine Höhe zu erheben vermag, welche sogar außerhalb der Grenzen seiner Phantasie liegt. Hat nicht Jeder von uns wenigstens einmal in seinem Leben die gewaltige Kraft bemerkt, die das erwachende Gefühl für irgend einen edlen Zweck einem Individuum zu verleihen vermag, welches wir mit einer Art von Geringschätzung betrachteten, weil wir uns bisher von seinen geringen körperlichen oder geistigen Gaben überzeugt hielten. Lass' dieses Wesen von einem starken und wahren Gefühl ergriffen werden, wel-

ches sich gewaltsam hindurchkämpft, so werden wir auch die Veränderungen bemerken, die dadurch entstehen: die körperliche Häßlichkeit kann verschwinden, die matten Augen können höheres Leben strahlen, die Stimme gewinnt Klang, der Einfältige ist nicht länger einfältig, der Ungebildete wird gebildet und wohlredend, wenn auch nicht in seinen Worten, so doch — und dies ist wichtiger — in seinen Ideen; kurz, trotz unsern Zweifeln an der Möglichkeit solcher Wunder, sind wir Zeugen einer gänzlichen Verwandlung geworden. Edle Gefühle sind die Poesie des Willens und können sich aussprechen, wo man es am Wenigsten erwartet. Wird dies schon durch andere Gefühle bewirkt, in wie viel höherem Grade noch durch die Liebe, das edelste aller Gefühle. Aber diese Verwandlung kann nur durch ein wahres Gefühl bewirkt werden; Halbheit, mit der man sich in allen andern Dingen so gut durch die Welt schleichen kann, hilft hier Nichts. Deswegen begreif' ich sehr wohl, was du nicht verstehen willst, und deswegen behaupt' ich auch, daß ihr ein rindsledernes Gewissen haben müßt, wenn ihr solche Verhältnisse so gleichgültig betrachten könnt. Schon bei dem Gedanken an die allgemeine Methode mit halben und ganzen Verlobungen kann ich mich in dem Grade erboßen, daß ich euch mit kaltem Blute auf öffentlichem Markt am Schandpfahl sehen könnte. Heirathet, so thut ihr immer noch nicht mehr als eure verfluchte Schuldigkeit."

Ludwig trat ungeduldig mit dem Fuße den Takt,

ließ sich aber nicht überzeugen, sondern meinte, daß kein Mädchen in einer solchen Lage ein solches Opfer verlangen könne, daß man nach ganz allgemeiner Übereinkunft einem solchen Mädchen den Hof mache, so lange es gefällt, und daß es sich, wenn man dazu nicht länger Lust fühlt, binnen acht Tagen über seinen Verlust tröste, besonders wenn es einen neuen Shawl bekommen hat, ein Separationsgeschenk, das es gleich zur Erjagung eines neuen Liebhabers anwendet."

„Pfui, Ludwig, wie magst du so gemein reden? Erstlich meinst du nicht was du sagst, und zweitens weißt du sehr gut, daß es nicht in allen Fällen so geht."

„In allen, ohne Ausnahme."

„Wie kannst du so Unstatthaftes behaupten? Wie viele Fälle kennst du, die dich berechtigen, ein so absprechendes Urtheil zu geben?"

„Laß es gut sein; ich kenne die Menschen; Nichts wird leichter vergessen als eine kleine Liebesgeschichte. Ainsi va le monde, partout!"

Ludwig hatte fleißig das Schauspiel besucht, als die französische Truppe hier Vorstellungen gab, und nun führte er unaufhörlich französische Sentenzen im Munde, trieb es aber doch — um der Wahrheit treu zu bleiben — nicht so weit, daß er seine dänischen Bekannten im Parquet französisch angeredet hätte.

Otto sah ein, daß sein jüngerer Freund, der im Ganzen nicht böse, sondern im Gegentheil „eine gute

Haut" und ein „gentiler Cavalier" war, eine Behauptung nicht fahren lassen wolle, die in seinem Umgangskreise so allgemein galt, und suchte daher das Gespräch abzubrechen, aber Ludwig glaubte sich verpflichtet, die Verlobungen in dem Sinne, welchen er dem Worte lieh, zu vertheidigen, sowie er ursprünglich die Stelldichein vertheidigt hatte. Er fuhr daher fort: „Man sollte kaum glauben, wie leicht man verlobt werden kann, ohne es selbst zu wissen; hat man das Unglück gehabt, sich mit einem jungen Mädchen von Stand und Erziehung zu verloben, so will ich's noch passiren lassen, wenn der arme Schlucker sie heirathet, ohne selbst rasend verliebt zu sein, obgleich es immer eine Dummheit bleibt, hinzugehen und zu heirathen, blos weil man so unklug gewesen ist, es zu versprechen, und zwar warum? — weil man vielleicht nicht einmal einen jämmerlichen Kuß auf bessere Bedingungen hat erhalten können. Man verspricht so viel, aber — Versprechen ist ehrlich, Halten beschwerlich! Um Gottes willen, laß' solche Maximen sich bei uns nicht einschleichen! Gott weiß, ich bin so liberal, wie es irgend Jemand nur sein kann, aber ich würde es sehr illiberal finden, wenn man in Liebesangelegenheiten seine Freiheit nicht anwenden dürfte. Jeder mag sich vorsehen; dazu hat der liebe Gott uns Augen in den Kopf gesetzt."

Der junge Herr war der Repräsentant vieler jungen Herrn, — und vieler alten Herrn dazu.

Otto schwieg; sein Gegner fuhr fort, sich über sein

Lieblingsthema zu verbreiten, und kam immer wieder auf den abgedroschenen Satz zurück: „hätte man noch einem Mädchen von Stand und guter Erziehung dieses Versprechen gegeben . . . .“ Endlich verlor Otto die Geduld.

„Aber zum Henker,“ rief er aus, „bist du denn so gänzlich verblendet, daß du gar nicht einsiehst, wie es ebenso schlimm ist, einem armen und geringen Mädchen einzubilden, daß man es liebe und heirathen wolle, als einer Comtesse?“

„Nein, vergib, das kann ich wirklich nicht einsehen. Erstlich glaubt jene es nicht, selbst wenn sie sich so stellt, und zweitens sind Verhältnisse in dieser Welt . . . .“

„Ach, geht zum Kuckuck mit euren Verhältnissen, die ihr immer im Munde führt; es gibt keine Verhältnisse, die einen schlechten Streich nobilitiren könnten.“

„Ich hab' immer geargwöhnt, daß du ein Anhänger veralteter, bestäubter Principien seist, und es nicht recht von Herzen meintest, wenn du den Liberalismus vertheidigtest. Nun entdeck' ich, daß du im Gegentheil ein Ultraliberaler bist, der Comtessen und Dienstmädchen in dieselbe Classe stellt.“

„Bleib' mir vom Leibe mit all' den hochtrabenden Phrasen, die du selbst nicht verstehst und blos anwendest, weil sie in der Mode sind. Ja, ich stelle Comtessen und Dienstmädchen in dieselbe Classe, insofern beide Menschen und Frauenzimmer sind, aber nun kommen die oft citirten Gespenster, die Verhältnisse, und scheiden sie, und

da mein' ich denn freilich, daß es viel ärger sei, einem armen geringen Mädchen etwas weiß zu machen, als einem reichen und vornehmen. Sie glaubt euren Vorspiegelungen vielleicht schwieriger; aber glaubt sie erst, so glaubt sie auch von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Ist eine heftige Liebe erst einmal in ihrem Busen entzündet, so ist sie ein unlöschbares Feuer, welches das arme Herz zersprengt, in dem es lodert — im geringern Grade ein verzehrender Krebs; — und dies muß so sein, eben der Verhältnisse wegen — weil die Erziehung ihr nicht die Beweglichkeit des Innern verliehen hat, die dem Kummer eine so wohlthätige Ruhe verschafft, und weil ihre Unbekanntschaft mit einem verfeinerten Leben nicht jene tausend Kleinigkeiten zu ihrer Disposition stellt, mit denen wir Andern im Glück und im Unglück spielen können. Ich will Keinem meine Meinung aufdringen, und vielleicht hast du Recht, ich Unrecht; indessen will ich meinen Glauben nicht gegen deinen vertauschen, und bin allerdings der Ansicht, daß die von dir als „dumm" und „unartikulirt" bezeichnete Liebe eines solchen armen Mädchens in viel höherem Grade eine ernsthafte Sache, in viel höherem Grade eine mächtige und schicksalsschwangere Leidenschaft ist, als unsere civilisirten Liebeleien, denen wir durch hundert Mittel eine andere Richtung geben, wider welche die Verhältnisse uns hundert Zerstreuungen und tausend Trostgründe bieten. Willst du den Grund wissen? weil diese Liebe einfältig und unartikulirt ist,

eben weil sie jeder Beimischung von Phantasie entbehrt weil sie keinen Ableiter besitzt, weil sie sich festgesogen ha[t] an den innersten Fibern des Herzens, weil sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit all ihrem Reichthum an Gefühl nicht einmal ein Organ besitzt, weil sie . . . ."

„Prrr, mein lieber Freund. Verzeihe! Es ist gewiß spät, und ich muß nothwendig fort zu einem Rendezvous; sonst versäume ich die Zeit. Darf ich mir dein sechszehntes Weil für ein ander Mal aufbehalten? Du meinst also, Summa Summarum, daß man Dienstmädchen, Soubretten und Grisetten die Cour nicht machen darf. Nicht wahr? Den Ausdruck *eine gewisse Classe* darf ich ja nicht mehr gebrauchen."

„Ach, still doch mit deinen Soubretten und Grisetten! Ich meine . . . . Es ist ja eigentlich gleichgültig, was ich meine," unterbrach sich Otto, ganz verdrießlich über seine verlorene Wärme und verdorbene Zeit. „Sollt' ich zu einem Resultat gekommen sein, so wär' es, daß du und deines Gleichen den Mädchen, die ich meine, gar nicht gefährlich werden können. Geh du immer hin zu deinem Stelldichein und laß' dich nicht aufhalten."

Hierin aber hatte er offenbar Unrecht, wie in Allem, was man in der Hitze sagt, denn sein Freund war ein hübscher und wohlgekleideter junger Mensch von guter Familie; deswegen hatte dieser auch vollkommen Recht, wenn er antwortete: „Nicht gefährlich? Laß' das nur gut sein! Ich kenne den Griff besser als du und weiß, wie

ich sie nehmen soll. Eben heute Abend werd' ich mit einem allerliebsten jungen Mädchen zusammentreffen, welches mir am Wall ein Rendezvous zugesagt hat. Wenn du sie sähest, — du gingest gewiß zu meiner Partei über. Sie ist ein allerliebstes Kind! Zierlich angezogen, hübsche, kleine, farbige Schnürstiefel — mein Gott, wie bin ich passionirt für Schnürstiefel!"

„Hör' Ludwig," sagte Otto, „du mußt mir doch gestehen, du bist ein großer — fat; (ich nehme an, daß du es lieber auf Französisch hörst.) Um deinen Geschmack für Schnürstiefel zufrieden zu stellen, opferst du vielleicht den Frieden und die Ruhe einer ganzen Familie und bürdest deinem Gewissen mehr auf, als es tragen kann, und doch bist du im Grunde eine gute Seele; aber es liegt darin, du bist ein Kopenhagener, das heißt, du hast Nichts zu thun, und deswegen legst du dich auf Schnürstiefel, denn Müssiggang ist des Teufels Ruhebank und . . ."

„Pulvinar diaboli!" übersetzte Ludwig, „das erinnere ich mich noch aus der Schule. Du siehst, daß ich meine Kinderlehre noch nicht vergessen habe, und käm' es darauf an, so könnt' ich vielleicht so gut moralisiren, wie — mancher Andere."

Ludwig sah nach seiner Uhr.

„Ich halte dich doch nicht auf?" bemerkte Otto; „Du weißt ja, daß man bei Mittagsgesellschaften, Duellen und Rendezvous präcis sein muß, denn sonst wird die Suppe, der Muth und die Liebe leicht kalt. Es wäre ja

doch eine dumme Geschichte, wenn die kleinen Schnürstiefel verschwunden wären, und ich bin geneigt zu glauben, daß ihre Inhaberin sehr flüchtig sei."

„Das hat keine Gefahr; sie wartet wohl. Die Frauenzimmer haben eine ganz unglaubliche Geduld mit uns," entgegnete Ludwig.

„Weil sie sich im Grunde wenig mit euch beschäftigen und beständig ihre eigenen Ideale im Kopfe haben, welche sie nur in eure Kleider stecken. Die Ideale haben bekanntlich niemals eine gute Garderobe gehabt, und die armen Mädchen, die ziemlich viel auf das Aeußere sehen, (jedoch nicht so sehr wie das starke, solide Geschlecht) möchten ihre Ideale gar zu gerne in hübschen Kleidern erblicken. Daher kommt die Verwechselung, daher die Geduld, und daher wiederum all die daraus entspringenden Jämmerlichkeiten."

„Ah, c'est une autre affaire," entgegnete der nun erst beleidigte Ludwig, indem er sein Halstuch in die Höhe zog. „Also, wenn ein Mädchen in mich verliebt ist, so ist sie eigentlich nicht in mich verliebt."

„Selten," antwortete Otto mit der größten Ruhe; „so selten, daß man gern unbedingt Nein! antworten könnte, und zwar aus dem guten Grunde, weil sie dich nicht kennt. Sie flickt und schnitzelt vielmehr an ihrem Ideal, welches sie durch und durch kennt, so lange bis es in deinen Rock paßt, und dann ist dein Glück gemacht."

„Das ist sehr erbaulich . . ."

„Wie alle Wahrheit. Weh euch, wenn der Tag erscheint, an dem die Frauenzimmer euch nicht mehr mit einem Ideal, fix und fertig, entgegenkommen. Das wird ein Unglückstag für euch werden, und ihm lauter andere Unglückstage folgen."

Ludwig machte ein Gesicht, als hätte er sagen wollen: „das hat Nichts auf sich," — und das hat es denn wohl auch nicht. — „Man will an dir eine langweilige Tendenz altklug zu reden bemerken, die auch in deinen Arbeiten kenntlich ist," entgegnete er nach einer kleinen Weile; „du solltest suchen dir das abzugewöhnen."

„Der Grund hierzu liegt darin, daß ich wirklich alt bin; ich muß mich darin schon finden, wie in so manches Andere."

„Apropos, du hast mir lange nichts vorgelesen. Hast du, der Andern so schöne Predigten hält, dich selbst auf die faule Seite gelegt, oder findest du's vielleicht nicht der Mühe werth, durch Vorlesung deiner moralischen Schriften an meiner Verbesserung zu arbeiten?"

„Bisher hat es freilich nicht viel gefruchtet," entgegnete Otto lächelnd; „ich habe eine kleine Erzählung fertig, aber erstens wird sie dich nicht interessiren, da du sie veraltet und philiströs finden wirst, und zweitens steht sie in directer Verbindung mit unserer Unterredung. Da ich nun weiß, daß unsere Ansichten in diesem Punkte so himmelweit verschieden sind und sich wahrscheinlich nie be-

gegnen werden, so hab' ich, aufrichtig gesprochen, wenig Lust, dir eben diese Arbeit vorzulesen. Drittens sollst du ja zu deinem Rendezvous, und zwei Dinge kann man nicht auf einmal thun."

„Ei, was das betrifft, so habe ich noch eine ganze Stunde übrig! Lass' mich wenigstens den Anfang hören, ich will schon selbst die Zeit beachten und dir sagen, wenn ich's nicht länger aushalten kann. Weil wir nicht einig sind? — Das wär' auch ein Grund. Raison de plus für einen Versuch zu meiner Bekehrung."

„Die hab' ich fast aufgegeben," antwortete Otto lächelnd; „die muß von der Zeit bewirkt werden; auch hab' ich diese Erzählung nicht für dich und deines Gleichen geschrieben. Aber sei's drum; ich will dir gern den Anfang vorlesen, um deine heure perdue auszufüllen."

„In welchem Genre ist die Erzählung?" fragte Ludwig, während Otto sein Manuscript hervorsuchte und sich zum Lesen anschickte.

„Das magst du selbst beurtheilen," antwortete Otto; „nur soviel will ich dir sagen, daß die Geschichte wahr und von einem Ende zum andern in Kopenhagen vorgefallen ist."

„Schön," antwortete Ludwig; „Kopenhagen kenn' ich bis auf den Grund, und ich will dir schon sagen, wenn du die Demarcationslinie überschreitest. Fange nur an, denn nichts ist kostbarer als die Zeit."

Otto konnte ein Lächeln über diese Bemerkung nicht unterdrücken, die trotz ihres tiefen Ernstes in Ludwigs Munde eine komische Kraft erhielt. Er legte die Cigarre fort, und fing an vorzulesen.

Ein alter, oft wiederholter Spruch behauptet, daß starke Schultern erforderlich seien, um gute Tage zu tragen. — Sollte also wirklich Glück den Menschen mehr demoralisiren als Unglück? Vielleicht könnte man in dem Bibelspruch: „Wen Gott liebt, den züchtigt er," einen Grund finden, diese Frage mit Ja zu beantworten. Wenigstens hatte das Glück Alfred King verderbt, und als er im Frühjahr 1807 nach Kopenhagen zurückkehrte, war er nicht mehr der liebenswürdige Jüngling, für den seine Bekannten ihn insgemein hielten, als sie ihn im Jahr 1804 an Bord der Brigg begleiteten, die ihn nach Westindien führen sollte. Der Grund der vorgegangenen Veränderung mochte wohl darin liegen, daß Alfred weniger ein edles Herz und wirkliche Liebenswürdigkeit besaß, als durch einschmeichelndes Wesen und geschliffene Manieren liebenswürdig schien, denn er war immer in hohem Grade eitel und leichtsinnig gewesen. Bisweilen fühlte auch wohl der Eine oder der Andere seiner Bekannten sich schmerzlich durch diese Fehler verletzt, brach dann in bittere Klagen über „die westindische Natur" und „die westindische Erziehung" aus, und meinte, daß ein Westindianer wohl hübsches Haar und kleine Füße haben könne, „daß aber doch im

Grunde nichts an der ganzen Race sei." Solche bittere Bemerkungen galten dann stets für Eifersucht, denn Alfred hatte ein einnehmendes Äußeres, und machte deshalb viel mehr Glück bei den hübschen weiblichen Patienten, als irgend ein Anderer seiner Kameraden. —

— „Patienten?" unterbrach Ludwig den Lesenden; „sagtest du Patienten?"

„Ganz richtig! ich sagte noch dazu, bei den hübschen weiblichen Patienten. Alfred studirte nämlich Chirurgie, und war als Volontair auf einem der Hospitäler in Kopenhagen angestellt. Ich wage nicht mit Bestimmtheit zu behaupten, ob es damals allgemeine Sitte war, daß diese jungen Herren ihre Stellung gebrauchten — wenn nicht vielmehr mißbrauchten — um ihren Patienten den Hof zu machen, und eben so wenig weiß ich ob es jetzt Sitte ist; daß aber im Jahr 1804 Einige sich diese Freiheit nahmen, und Alfred King für einen der Glücklichsten unter ihnen gehalten wurde, weiß ich mit Gewißheit. — Ich erzähle hier eine alte Geschichte, und protestire gegen jede Vergleichung mit unsrer Zeit, welche im Allergeringsten ein schiefes Urtheil über die letztere veranlassen könnte."

„Schon gut, lasse das nur auf sich beruhen, und uns weiter gehen." —

— Alfred hatte seine Wissenschaft schon einige Jahre studirt, brauchte aber doch noch ohngefähr ein Jahr und ernstlichen Fleiß, um sich zu seinem Examen vorzubereiten. Gleichwohl war er nichts weniger als fleißig. Seine Fa-

milie besaß bedeutendes Vermögen auf den westindischen Inseln, das heißt, sie war reich an Geld und Einfluß, was ja fast immer zusammenfällt, und sein Vater, dem das lange Studiren eben so langweilig schien als dem Sohn, hatte demselben daher im Herbst geschrieben, daß er im nächsten Frühling mit den bis dahin gesammelten Kenntnissen nach Hause zurückkehren solle, weil sich der Familie Gelegenheit darböte, ihm eine Carriere zu eröffnen. Damals war ein Examen nicht so nothwendig wie die christliche Taufe, und man lebte noch in der „guten alten Zeit," wo man in Westindien Seide spinnen konnte; diese Zeit ist jetzt so ziemlich entschwunden, und die einzelne westindische Schwalbe, welche dort drüben noch Glück macht, schafft, um sprüchwörtlich zu reden, keinen Sommer auf diesen Eilanden. In dem Winter zwischen der Ankunft jenes Briefes und Alfreds Abreise war er sehr fleißig, wenigstens nahm er mit vielem Eifer an den Besuchen auf den Krankenstuben Theil, und zeigte sich stets willig die beschwerliche Nachtwache zu besorgen — wahrlich keine Sinecure, denn oft wurden auf den Straßen zu Schaden Gekommene eingebracht, und noch öfter bedurfte der eine oder der andere Kranke ärztlicher Hülfe, wenn seine Schienen und Bandagen in Unordnung gerathen waren. Die andern jungen Volontairs behaupteten freilich, daß er sich nur um der hübschen Emilie Fogt willen so sehr angreife, mit welcher er, nach ihrer Behauptung, in aller Stille eine „Hospitalsverlobung" geschlossen hätte. Ich habe

mich sehr bemüht zu erforschen, ob der Ausdruck „Hospitalsverlobung" zu jener Zeit allgemein gang und gebe war denn es schien mir wichtig zu wissen, ob die Sache bereits so systematisch behandelt wurde, daß sie sogar ihre eigne Terminologie hätte. Ich darf nun behaupten, daß jenes Wort in einer ziemlich ausgebreiteten Clique gebraucht wurde, die immer zusammen hielt, in Fehlern wie in Tugenden. Die Krankenwärterinnen versicherten freilich, daß Herr King freundlich und aufmerksam gegen alle Patienten ohne Ausnahme sei, gegen die hübschen wie gegen die häßlichen, aber diese Damen waren vielleicht nicht immer so wachsam, wie man nach ihrem dänischen Titel, den man wörtlich im Deutschen mit Wachfrauen wiedergeben könnte, erwarten sollte. Die wenigsten Titel reden die Wahrheit. Die einzige, welche vielleicht hierüber Licht hätte verbreiten können, war die Wärterin in Littera . . . . Ich habe den Buchstaben vergessen, der die Stube bezeichnete, wo die hübsche Emilie Fogt lag; aber die Wärterin war verschwiegen wie das Grab, denn dadurch konnte sie sich an dem übrigen Personal des Hospitals rächen, das sie ihrer beschwerlichen Aussprache wegen verspottete. Alfred versicherte ihr hingegen, daß er sie sehr wohl verstehe, und um dieses Lob nicht zu verscherzen, machte sie stets eine kleine Pause, und verließ das Zimmer wenn Alfred kam, denn sie wußte aus Erfahrung, „daß er nicht gleich wieder weglaufe, wie die andern Hansquaste, die zu nichts taugen als Leute zu verspotten."

Emilie Fogt verdiente wirklich die niedlichste Patientin im ganzen Hospital genannt zu werden. Ihr Vater war Portier bei einer gräflichen Familie, und Emilie als Kind Gespielin der kleinen Comtessen gewesen; selbst dieses unbedeutende Spiel hatte ihr eine äußere, bei Portierstöchtern eben nicht allgemeine Bildung gegeben, und da auch ihr Charakter vortrefflich war, hatte die Fürsorge der alten Gräfin ihr einen Platz in einer guten Schule verschafft, woselbst ihre Schönheit sie zum Liebling aller Lehrer machte, und man sich mit ihr vielleicht eben so viel beschäftigte, als mit den neun und vierzig andern Eleven zusammen. Als sie herangewachsen war, wurde sie Kammerjungfer der jungen Comtessen, aber das Verhältniß aus der Kinderzeit war entschwunden, und die Strenge, womit die hübsche Kammerjungfer bisweilen von ihren weniger hübschen Herrschaften behandelt wurde, beugte ihren Sinn sehr darnieder, und verbreitete eine Schwermuth über ihr ganzes Wesen, die sie sehr anziehend machte. Verschlimmerte häusliche Umstände steigerten noch diese Schwermuth: ihre Mutter nämlich, die viele Jahre hindurch eine geachtete und ordentliche Frau gewesen, bekam jetzt auf einmal die Grille in der Lotterie gewinnen zu wollen, verlor aber, was weit sicherer eintrifft, und als sie nach und nach so viel verloren hatte, daß ihre Leidenschaft nicht mehr verborgen bleiben konnte, suchte sie die Reue zu ersticken, und sich durch betäubende Mittel über fehlgeschlagene Hoffnungen zu trösten. Lange waren die Verirrungen ihrer Mutter

nur Emilien bekannt, welche dieselben mit kindlicher Liebe und Sorgfalt so sehr zu verbergen wußte, daß dies häusliche Unglück sogar ihrem Vater ein Geheimniß blieb. Wie viele Aufopferungen, wie viele traurige Stunden und bittre Thränen ihr das kostete, wußte nur Er, der die Thränen zählt, die im einsamen Kämmerlein geweint werden. Endlich aber ließen sich die Fehler der Frau nicht länger den Blicken der Welt entziehn, und die Folge davon war, daß ihr Mann seinen Portierdienst verlor. Die Eltern bezogen nunmehr eine Wohnung in einem der vielen Winkelgäßchen Kopenhagens, und der Vater mußte suchen sein Brod als Tagelöhner zu verdienen. Emilie, die diesen Schlag nicht hatte abwehren können, darbte sich jetzt selbst ab so viel sie nur konnte, und brachte ihren Eltern manches kleine mit Kindesliebe gesammelte Scherflein, um ihre kummervolle Lage zu verbessern. Auf einer solchen frommen Abendwanderung fiel sie auf der dunklen Treppe ihres Vaters und beschädigte ihr Knie. Als sie nach Hause kam, sollten die Comtessen frisirt und zum Ball angezogen werden; die Blumen standen ihnen nicht, und das war natürlich nicht Schuld des Haares, sondern der Blumen; Emilie mußte andre bei verschiedenen Modehändlern aufsuchen, Bouquette nach Anweisung der jungen Damen ordnen und selbige darauf frisiren und putzen. Sie konnte sich kaum aufrecht halten, und als die Comtessen in den Wagen stiegen, um auf den Ball zu fahren, brachte die mitleidige Köchin die Ohnmächtige zu Bett. Da der Arzt am fol=

genden Tage erklärte, daß ihre Beschädigung bedenklich sei, Ruhe und Pflege erfordere, und ihre Heilung sich in die Länge zu ziehen drohe, schickte man sie in einer Kutsche nach dem Hospital, „denn man kann ja seine Dienstboten nicht krank zu Hause liegen lassen, weil sie sich dann nie erholen, wenn auch aus keinem andern Grunde, aus Faulheit nicht." — Die arme Emilie! Sie war damals neunzehn Jahr alt, und lag mehre Monate in dem Hospital. —

— „Das scheint eine bürgerliche Misère zu werden," sagte Ludwig achselzuckend, indem er mit gleichgültiger Miene den Rauch seiner Cigarre von sich blies.

„Findest du nur Interesse an den Freuden und Leiden Vornehmer," entgegnete Otto, „so laß uns das Buch schließen, denn dann haben wir unsre Zeit verloren."

„Nein, lass mich immerhin etwas mehr hören," antwortete Ludwig, „es kann mir vielleicht zu seiner Zeit nützen, wenn ich die liebe Bürgerschaft ein wenig genauer studirt habe. Nun ist sie also auf dem Hospital; lies nur weiter, ich höre zu." —

— Wenn man Abends spät an dem großen Hospitalsgebäude im östlichen Theil der Stadt, diesem Tempel der Seufzer und Thränen vorübergeht, den ein eisernes Gitter von der Straße scheidet, deren muntre Wirksamkeit dann ausgestorben ist, — wenn das hübsche, regelmäßige Gebäude so still daliegt, und die Lampen so ruhig und beruhigend brennen; — wer denkt dann wohl an die vielen Körper- und Seelenleiden, die eben in dieser stillen

Stunde hinter diesem beschirmenden Gitter, innerhalb dieser ruhigen, erleuchteten Räume mit ungestörter Kraft thätig sind? Meistentheils wohl nur Derjenige, der selbst einmal innerhalb jener Mauern geseufzt, oder am Krankenlager eines Freundes gewacht hat. Die übrigen Kopenhagener gehen eben so gedankenlos an diesem Gitter vorüber, wie der Venetianer an der Seufzerbrücke; sie ziehen blos ihren Mantel dichter um sich zusammen, denn „es zieht immer so abscheulich hindurch, und weht es auch sonst nirgends, so darf man überzeugt sein, daß es hier und beim Runden=Thurm wehen wird." —

An einem solchen dunkeln, kalten, stürmischen Winterabend war die Wachfrau in einem Krankenzimmer sanft eingeschlummert; ihren Stuhl hatte sie an die Wand zurückgelehnt, um einen bessern Stützpunkt für ihre Füße zu finden, welche am Bett eines Patienten ruhten. Die mitten unter dem Boden des großen Saals brennende Lampe zeichnete ihr Profil auf die Wand, und das sah mit offnem Munde, mit langer Nase und vorstehendem Kinn recht dumm und carricaturmäßig aus. Ein Schirm umgab jedes einzelne Bett und bildete einen kleinen abgeschlossenen Raum, eine Zelle, worin der Kranke mit seinen Leiden allein sein konnte. Schwere, unregelmäßige Athemzüge, die Begleiter des kurzen, abgebrochenen Schlummers, auf dem Krankenlager waren die einzigen vernehmbaren Laute. Sechs Betten waren mit Patienten besetzt, welche sich alle in der Besserung befanden, das siebente

aber nahm eine bejahrte Frau mit einem alten Krebsschaden ein, der ihrem Leben bald ein Ende zu machen drohte, deshalb hatten ihre Schmerzen auch nachgelassen, und in diesem Augenblick träumte ihr vielleicht, sie sei gesund, jung und hübsch. Vor der Mitte der einen Wand stand ein Bett zwischen zwei andern ledigen, und auf diesem begünstigten Platz lag Emilie Fogt. Sie schlief nicht; ihr einer Arm ruhte unter dem Kopf, und ihre Finger hatten sich in braune Locken verwickelt, die wie kleine sich kräuselnde Ströme über das Kopfkissen hinabflossen, die andere Hand lag unbeweglich auf der Bettdecke, welche ihre Brust bis dicht an den Hals bedeckte. Sie war sehr blaß, und heftete ihr großes, braunes Auge starr an die Decke, auf welche die vom leisen Luftzuge durch die Ventilatoren bewegte Lampe abwechselnd bald kürzere, bald längere Schatten zeichnete. Ein wehmüthiges, vielleicht etwas schmerzliches Lächeln spielte auf der einen Hälfte ihres Gesichts, während eine klare Thräne auf der andern Wange perlte, und eine feuchte Spur, die sie auf dem Wege von ihrer hübschen Quelle zurückgelassen hatte, noch nicht ganz getrocknet war. Sie lag ganz still und vielleicht bewirkte die Abwesenheit ihres Geistes und ihrer weit von den weißen Wänden der Krankenstube entfernten Gedanken eben so sehr diese Unbeweglichkeit, als die Bandagen um ihr Bein.

Auf dem steinernen Boden des Ganges vor dem Krankensaal erschollen die leisen Töne schleichender Fußtritte; es klang als wenn eine Schlange sich durch dürres, rasseln-

des Laub windet. Sie hörte es nicht, bemerkte nicht einmal, daß die Thür sich leise öffnete, und ein junger Mann mit fast lautlosen Schritten durch den Saal ging, denn selbst jener knirrende Laut hörte auf, als er den Bretterfußboden betrat. Er ließ einen spähenden Blick über die Betten der Kranken hingleiten, mehr um zu sehen ob sie schliefen, als um ihren Zustand zu untersuchen, und stand in einem Nu hinter dem Schirmbett, welches Emiliens Lager umschloß. Ein glühendes Roth überflog ihr bleiches Antlitz, denn eben der Gegenstand ihres wachen Traumes stand plötzlich vor ihr, und ihr Auge glänzte, als fülle es sich mit Thränen. Der Arm unter dem Kopf verließ schnell seinen Platz, die kleine weiße Nachtkappe wurde zurechtgezupft, und die Bettdecke noch dichter in die Höhe gezogen, — Alles mit der Schnelligkeit des Gedankens, und mit jener instinctmäßigen Genauigkeit, womit Frauen dergleichen Dinge zu ordnen pflegen, selbst ohne daran zu denken.

„Wie befindest du dich, Emilie? Ist dir besser? — Ich konnte mich nicht zur Ruhe begeben, ohne dich noch einmal gesehen zu haben. Hast du dir von der Frau die Bandagen umlegen lassen?“

„Sie sind so gut, so besorgt um mich, Herr King,“ entgegnete das junge Mädchen eben so leise und flüsternd, als sie angeredet worden.

„Sie! und Herr King! zürnst du mir weil ich so spät zu dir komme, und dich störe?“

„Ach Gott, nein! sollte ich zürnen weil Sie mich so freundlich pflegen? Sie zeigen mir nur zuviel Sorgfalt,' fügte sie mit bebender Stimme hinzu.

„Zuviel? Nein, Emilie, ein Arzt kann nie sorgfältig genug für seine Patienten sein. Ich habe auch alle übrigen Stuben besucht, sonst würde man ja merken, daß ich einzig und allein deinetwegen komme."

Das junge Mädchen erröthete noch tiefer, senkte die Augen, erhob sie aber gleich wieder und heftete sie auf Alfred, als wollte sie ihn darin lesen lassen, wie glücklich sie durch diese Erklärung sei.

„Dir ist so heiß, dein Puls geht gewiß zu schnell," sagte Alfred nach einer Pause, und ergriff ihre Hand, um nach ihrem Puls zu fühlen.

Nachdem er dies mit dem ganzen Ernst eines alten geübten Arztes gethan hatte, behielt er mit aller Dreistigkeit eines jungen, geübten Courmachers ihre Hand in der seinigen; Emilie aber zog sie leise zurück, und legte sie wieder auf ihren vorigen Platz.

„Ich habe mich den ganzen Tag nach dir gesehnt, und fast nur von dir geträumt. Einer Madame hätte ich beinahe das gesunde Bein statt des kranken abgeschnitten, bloß weil ich immerfort an meine kleine Emilie dachte. Wir haben heut ungeheuer viel zu thun gehabt. Der Dienst hier auf dem Hospital wird immer beschwerlicher, und es ist fast unmöglich die vielen Patienten zu besorgen. Denke nur, heut allein haben wir drei Arme und fünf

Beine abgenommen, elf anderer gefährlicher Operationen zu geschweigen."

„Ach, die armen, armen Menschen!" rief Emilie aus, und wurde bei dem Gedanken an so viele Leiden wieder eben so blaß, wie sie es vor Alfreds Eintritt gewesen war. Zwei große Thränen traten in ihre Augen, aber sie wischte sie schnell hinweg.

Der junge Arzt lächelte über diesen Ausbruch ihres Gefühls, und sagte mit einer coquetten Würde, die ihm nicht übel stand: „Es geschah ja zu ihrem Wohl, liebes Kind; wir konnten sie auf keine andre Weise retten. — Überdies geben wir uns nicht mit allen Beinen gleiche Mühe."

Emilie staunte den jungen rettenden Aeskulap, der über Leben und Gliedmaßen abgeurtheilt hatte, voll Ehrfurcht an, wie man hinanzublicken pflegt zu geistiger Überlegenheit so hohen Grades, daß man selbige nicht einmal zu fassen im Stande ist. Deswegen überhörte sie den Schluß, welcher, wenn sie ihn vernommen hätte, kaum die berechnete Wirkung gethan haben würde, dachte nur an die Sorgfalt und Pflege, welche sie selbst auf dem Hospital genoß, und trug ihre ganze Erkenntlichkeit dafür auf Alfred über. In dem Blick, mit dem sie ihn, der sie selbst und so manche Andere von irdischen Schmerzen errettet hatte, betrachtete, lag das reine Dankopfer eines warmen Herzens; Alfred aber las darin nur Staunen über seine Wichtigkeit und seine Kenntnisse. O Eitelkeit!

„Du liegst nicht gut, Emilie," sagte er, und bemühte sich mit der Hand unter ihrem Kopfkissen ihr eine bessere Lage zu geben. „Die Wärterinnen verstehen auch gar nicht sorgsam für ihre Patienten zu sein. Laß mich dir helfen."

„O nein, nein!" rief Emilie erschrocken; „ich liege sehr gut. Ich danke Ihnen, Herr King; ich liege außerordentlich gut."

„Wie oft habe ich dich gebeten, mich du und Alfred zu nennen," sagte der Arzt seinen Arm zurückziehend. „Ist der Name so häßlich, daß du ihn nicht einmal aussprechen magst? Wie, Emilie?"

„Nein, nein! es ist der schönste Name den ich kenne," entgegnete sie schnell und mit glühenden Wangen.

„So nenne mich denn Alfred. Ich werde dir für die Zukunft gar nicht antworten, wenn du mich nicht Alfred nennst. Du sollst sehen, daß ich fest sein kann. Glaubst du, daß es mir Vergnügen macht von deinem Munde eben so genannt zu werden, wie von der schnarchenden Wachfrau und allen diesen alten Weibern?"

Emilie zupfte an ihrem Taschentuch und schwieg. Der junge Arzt betrachtete sie unverwandt, und wenn ihr Auge dem seinigen auch nicht begegnete, so fühlte sie doch die Wirkung seines Blicks. Eine glühende Röthe verbreitete sich von ihrer Stirn aus über ihr Antlitz, und färbte ihren Hals, so daß sie ihr Gesicht mit der Hand bedeckte, um diese Bewegung zu verbergen. Alfred spielte mit einer

ihrer Locken und wickelte sie um seinen Finger. Er hatte seinen Stuhl ganz dicht an ihr Bett geschoben.

„Hör', Emilie; wenn du mich nicht Alfred nennst, wenn wir allein sind, so kann ich dich auch nicht Emilie nennen, sondern muß Mademoiselle Fogt und Sie zu dir sagen. — Wie befinden Sie sich heut' Abend Demoiselle Fogt? — Pfui, wie häßlich und fremd klingt das, wenn man gewohnt ist Emilie zu sagen. Du hast mir ja doch selbst Erlaubniß gegeben, dich du zu nennen, und ich habe es nicht gewagt, bevor ich dich gebeten hatte, es thun zu dürfen. Willst du mir jetzt ein Recht wieder nehmen, welches mir so lieb geworden ist? Könntest du's wirklich über dein Herz bringen?"

Emilie schüttelte den Kopf, ohne jedoch die Hand von den Augen zu ziehen. Alfred zog seine Verbindtasche hervor, nahm eine Scheere, schnitt die Locke ab, welche er um seinen Finger gewickelt hatte, und drückte dann seine Lippen leise auf die Hand, welche ihr Gesicht bedeckte. Das erschrockene Mädchen zog schnell diese von den Augen.

„Sieh, Emilie," sprach er, ihr die Haarlocke zeigend; „sieh, was ich dir geraubt habe. Ich will sie indessen nicht behalten, wenn du mir sie nicht freiwillig giebst. Hier soll sie liegen," fuhr er fort, indem er sie, ohne ihre Einwilligung abzuwarten, in seine Verbindtasche steckte. „Hier soll sie liegen zur ewigen Erinnerung an Emilie, und wenn ich fortgereist bin, weit von hier, soll sie mir die Augenblicke zurückrufen, welche ich bei dir so froh ver-

lebte. — Ich soll bald fort von hier, Emilie, zum Frühjahr; mein Vater hat mir geschrieben; ich soll viele hundert Meilen weit über die wilde stürmische See reisen."

Das junge Mädchen, welches anfänglich die unerwartete Neuigkeit mit anscheinender Ruhe gehört hatte, bedeckte wiederum ihre Augen mit beiden Händen, und häufige Thränen, die zwischen den Fingern über ihre Wangen hinabströmten, verriethen genugsam, daß diese Nachricht ihr keineswegs gleichgültig sei. Alfred sah es und fuhr fort die Bitterkeit des Abschiedes zu schildern, und die Entfernung als einen ungeheuern Raum auszumalen, den selbst der Gedanke kaum durchfliegen könne. Die stille Trauer, worin die Liebe des jungen Mädchens sich aussprach, rührte selbst den jungen Westindier, und wer hätte wohl bei dem Gedanken ruhig bleiben können, der Gegenstand dieser heißen Thränen zu sein.

„Aber ich bleibe nicht immer drüben," fuhr er tröstend mit einer Stimme fort, die vom Herzen kam und zum Herzen ging. „Nach wenigen Jahren komm' ich zurück, denn hier ist ja doch Alles was ich lieb habe."

„Dann haben Sie mich vergessen, aber ich Sie nicht," entgegnete Emilie mit fast klangloser Stimme.

Alfred zog sachte ihre thränengebadeten Hände von ihrem Antlitz weg. Emilie war blaß, ihre Augen geschlossen, und ohne Widerstand ließ sie ihre Hände in den seinigen.

„Nein, Emilie, ich vergesse dich nie," flüsterte er.

Bei diesen Worten erhob Emilie die gesenkten Augenlider, betrachtete Alfred mit einem Blick, in dem ihre ganze Seele lag, und schloß darauf wieder ihre großen braunen Augen, nachdem sie die Aufrichtigkeit seiner Versicherung in den geliebten Zügen gelesen hatte, — denn was in dieser Welt konnte sie wohl noch mehr zu sehen wünschen?

Alfred beugte sich über sie, um sie zu küssen, riß aber bei dieser Bewegung die Scheere vom Tisch, welche klirrend auf den Boden fiel. Die alte Frau erwachte, denn der schlummernde Schmerz schläft nicht fester, als der Raubvogel im Gipfel seines Baumes. Für die Wachfrau war das Geräusch nur ein Sporn noch fester zu schlafen, und sie athmete schwer und tief, mit jener Regelmäßigkeit, mit der nur die Gesundheit schläft. Dieser Contrast mochte der alten Frau ihre Leiden noch fühlbarer machen, denn sie drehte sich ungeduldig im Bette um, und stöhnte: „Ach Gott, ach Gott, wie kann ein Mensch doch so süß schlafen, während ich so entsetzliche Pein erdulde. Ich habe die ganze Nacht kein Auge schließen können, und die Andern schlafen alle zusammen.“

Alfred stand unbeweglich hinter dem Schirm, denn zu dieser Stunde wollte er ungern neben Emiliens Bett betroffen werden; ihr hingegen fiel es gar nicht ein aus seiner Gegenwart ein Geheimniß zu machen, und da die alte Frau fortfuhr zu jammern, forderte sie ihn sogar selbst auf, nach ihr zu sehen; Alfred aber stellte sich als hörte

er ihre Worte nicht. Er beugte sich über ihr Bett, nahm ihre Hand, und sprach leise von seiner Reise nach Westindien. Indessen war der Augenblick verfehlt, und sein Geflüster machte daher auch keinen Eindruck; hörte sie auch jedes seiner Worte, so schwebten ihre Gedanken doch nach dem Schmerzenslager der alten Frau hinüber.

„Ach, du mein lieber Jesus," seufzte jene; „Keiner will mir helfen! Da haben sie mein Bischen Trinken so weit weggesetzt, daß ich es nicht erreichen kann. Wenn ich sie nun wecke, so schilt sie mich, und ich bekomme doch Nichts — ich kann's nicht langen; o, lieber Gott, wie brennt's in meiner Brust — au, das ist ein Schmerz — ja, das ist ein Schmerz! — Da haben sie mir ein Pflaster aufgelegt, welches mir rein das Bischen Leben abpeinigt — es brennt wie glühende Kohlen! — Ich kann's nicht aushalten."

„Eine verfluchte Jeremiade!" sagte Alfred ungeduldig; „sie mag sich auf's andre Ohr legen, so fällt sie wohl wieder in Schlaf."

„Sehen Sie nach ihr, vielleicht könnten Sie ihr helfen; Sie können es ganz gewiß, denn schon Ihr Kommen ist ein Trost. Die Arme! Könnte ich doch einige ihrer Schmerzen übernehmen, ich liege hier so ruhig, und hab' es so gut."

Die Klagen der Kranken waren in ein hohles Stöhnen übergegangen, und sie ließ nur abgebrochene Seufzer hören, welche darauf deuteten, daß sie für diese Nacht sich

in ihr Schicksal gefunden hätte. — Zur Beurtheilung solcher Übergänge gehört eine Erfahrung im Leiden, die man nur auf einem langen Krankenlager erwirbt.

„Sie wird schon in Schlaf fallen,“ entgegnete Alfred gleichgültig.

„Ach Gott, nein; sie stirbt vielleicht. Es wäre doch schrecklich wenn sie ohne Hülfe stürbe, während Sie bei mir sind, Sie, der Rettung bringen könnte. Alfred, lieber Alfred, ich bitte Sie, helfen Sie ihr; thun Sie's um meinetwillen, wenn Sie's nicht um der alten Frau willen thun wollen. Aber so hart können Sie nicht sein; o Gott, wie können Sie jetzt lachen — thun Sie's, lieber Alfred.“

Emilie hatte seine Hand ergriffen, und preßte sie zwischen den ihrigen, sie heftete bittend einen Blick auf ihn, in dem sich die Überzeugung aussprach, daß er sichere Rettung bringen könnte — einen solchen Blick, wie die Italienerin ihn gläubig auf ihren Schutzheiligen richtet. — Alfred fühlte eine unbekannte Bewegung; er drückte schweigend ihre Hand an seine Lippen, nahm seine Verbindtasche, und ging leise zur alten Frau hinüber, während Emilie sich mit gefalteten Händen im Bett emporrichtete. Gleich darauf zeichnete der Schein der Lampe bewegliche Schatten neben dem steifen unveränderlichen Profil der Wachfrau auf die Wand, und sie erkannte Alfred, der sich mit der Kranken beschäftigte. Emilie betrachtete diese Schatten so andächtig, wie die Bilder einer Altartafel.

„Gott segne Sie, lieber Herr Doctor," rief die alte Frau, auf welche schon der Anblick eines Arztes beruhigend einwirkte. „Welch eine Sorgfalt für eine arme alte Kranke wie mich! Dafür wird Gott Sie belohnen, und darum will ich ihn bitten, wenn ich vor seinem Throne stehe. Nicht wahr, Herr Doctor, mit meinem elenden Leben muß es ja bald vorbei sein? Gott segne Sie für jede Hülfe! — Ja ja, das sag' ich immer, Herr King ist doch der beste von all den Herren; denn er verläßt seine Patienten nicht, und ist bei uns früh und spät. Nicht wahr, es ist schon spät?"

„Ja, es ist Zeit zum Schlafen; lege sie sich nun zur Ruhe, Mutter; gute Besserung; schlafe sie wohl!"

„Nein, was das für ein lieber Mensch ist," rief die Kranke weinend aus; „Gott segne und bewahre Sie."

„Pst, sonst erwachen die Andern; nach ihnen muß ich auch noch sehen, eh ich gehe."

„Nun ist mir so wohl," seufzte die Kranke; „Gott segne Sie dafür."

In Segnungen liegt eine Kraft, die das Herz bewegt, selbst wenn sie von uns gleichgültigen Wesen ausgesprochen werden. Darum war auch Alfred bewegt, als er wieder an Emiliens Bett trat, die still, durch Thränen lächelnd da lag. Auch dieses Lächeln war eine Segnung. —

Leider dauerte diese Regung nur kurz, wie jede gute Regung in Alfreds Gemüth. Ja, das Vortheilhafte des Augenblicks drängte sich ihm sogar mit Stärke auf, und

er setzte sich auf den Rand von Emiliens Bett, welche ihm nicht wehrte, sondern sich nur weiter an die Wand zurückdrängte, als er ihre Hand ergriff.

„Dank, Alfred," sprach sie mit einem freundlichen Druck.

Alfred entdeckte erst eben einen Blutflecken auf seiner Hand, die er an einer Stecknadel geritzt hatte. Fast ohne selbst an die Unwahrheit seiner Worte zu denken, sagte er: „Ich holte mir dort einen Segen, und vielleicht zugleich — einen Paß für die andre Welt. Ja, sie ist vielleicht die Letzte, der ich eine hülfreiche Hand leiste."

Emilie betrachtete ihn erschrocken und fragend.

„Ich habe heute Morgen secirt," fuhr Alfred fort, als er dies bemerkte, „und mir dabei die Hand verletzt; dies ist schon an und für sich gefährlich genug, jetzt aber habe ich mir bei der armen Alten dort noch einen Zusatz von dem ansteckenden Krebsstoff geholt. Was kann sie dafür? sie ist ja unschuldig daran. Nun — eben so gut heut als morgen; ein Arzt muß immer reisefertig sein."

Das Kindische und Läppische in dieser Coquetterie, welches auf die gesunde Emilie kaum einen Eindruck gemacht haben würde, entging ganz dem durch Krankheit geschwächten und exaltirten Mädchen. Sie sah in ihm nur den Geliebten, der sich vielleicht aufgeopfert hatte, bloß um ihr gefällig zu sein, und in ihren Augen trat er überdies der Gottheit noch einen Schritt näher, weil er sein Schicksal mit diesem Grade stoischer Ruhe trug. Der

Schrecken hatte sie leichenblaß gemacht, und dies schmeichelte Alfreds Eitelkeit so sehr, daß er sich die Genugthuung nicht versagen konnte, den Bogen noch ein Wenig stärker zu spannen.

„Ich fühle es recht gut,“ fuhr er fort, „das Gift arbeitet schon in der Wunde. Binnen vier und zwanzig Stunden wird sich's wohl geben;“ — und dabei machte er ein feierliches Gesicht, wie es zu dieser Leichenpredigt paßte.

Emilie hielt seine Hand noch in der ihrigen, und betrachtete mit unnennbarem Entsetzen den kleinen Blutflecken; in Gedanken wiederholte sie, was Alfred kurz vorher gesagt hatte, und rief dann plötzlich aus: „Ja, sie ist unschuldig daran, aber ich bin nicht unschuldig; ich, ich habe dies Unglück über uns gebracht, ich, die gerne mein Leben für das Ihrige dahingäbe.“

„Liebe, gute Emilie!

Emilie hatte seine Hand auf ihre Stirn gelegt — die war brennend heiß; sie drückte dieselbe an ihre Augen — die glühten wie Kohlen. Plötzlich preßte sie dieselbe an ihre Lippen, so fest, so dicht, als wollte sie nimmer wieder loslassen. Alfred wollte die Hand zurückziehen, aber Emilie hielt sie mit der Stärke der Verzweiflung, und er fühlte wie ihre Lippen sich so gewaltsam ansaugten, daß die Zähne in das Fleisch eindrangen. Der unbedeutende Schmerz erweckte sein Schamgefühl, und er sagte erröthend: „Was machst du, Emilie? laſſ' meine Hand los. Hörst du, Emilie?“

„Laſſ' mich alles Gift aus deiner Wunde ſaugen, Alfred; was kümmert mich denn mein Leben, wenn ich dich retten kann, dich von dem das Wohl ſo Vieler abhängt. Mein Daſein iſt mir gleichgültig, wenn du nicht biſt, und ich will gern ſterben, wenn ich für dich ſterben kann."

Sie wollte ſeine Hand wieder an ihre Lippen führen, Alfred aber duldete es nicht, ſondern kniete leiſ' an ihrem Bett nieder, denn in dieſem Augenblick fühlte er tief, wie hoch ſie, die Reine, Unverdorbene, über ihm ſtehe. Der Blutfleck war verſchwunden, aber Emiliens Zähne hatten eine tiefe Spur im Fleiſch hinterlaſſen — ein Kainsmal, denn er hatte die Menſchheit verrathen.

Er fühlte dies, und ſein Mund verſtummte; Emilie hingegen rief faſt freudig:

„Jetzt kann ich dich du nennen, Alfred, und jetzt kann ich dir ſagen, wie ſehr ich dich liebe; denn jetzt werd' ich ja ſterben. Jedesmal wenn dir etwas Glückliches begegnet, jedesmal wenn du dich am Leben freuſt, wirſt du deiner Emilie gedenken, welche du ſo glücklich machteſt, und die dir mit dem Leben vergalt. Ja, Alfred, du haſt mich glücklich gemacht."

„Emilie, du betrügſt dich, du wirſt nicht ſterben; meine Hand iſt ganz geſund. Sieh, ihr fehlt Nichts. Du wirſt leben, um mich glücklich zu machen, um ſelbſt glücklich zu ſein. Wir wollen uns nie trennen; ich verlaſſe dich nicht, Emilie; nein, ich will dich nie verlaſſen, nie; ich reiſe nicht von dir."

Sie hörte ihn nicht, denn sie war ohnmächtig geworden; ihr Körper war für einige Augenblicke den Anstrengungen der Seele erlegen. Alfreds Betheurungen schwebten wie ein leerer Laut an ihrem Ohr vorüber, und doch ging eben jetzt jedes seiner Worte aus einem aufrichtigen Gefühl hervor. Er kniete noch vor ihrem Bett und küßte ihre Hand. Eine überirdische Ruhe war über das hübsche, bleiche Gesicht des jungen Mädchens gegossen, und sie schien ihm ein schlummernder Engel. Leise zog er einen kleinen glatten Ring mit einem blauen Stein, kaum so groß wie das kleinste Vergißmeinnicht, von seinem Finger, und steckte denselben an den ihrigen. Emiliens Besinnung kehrte vielleicht durch diese Berührung zurück; sie schlug die Augen auf, und flüsterte lächelnd: „Ich war so glücklich!“ fügte aber, als hätte eine bittre Erinnerung in demselben Augenblick den Zauber vernichtet, schmerzlich hinzu: „O Gott, Alfred!“ — und bedeckte dann schnell beide Augen. Er ergriff ihre Hand, drückte sie an seine Brust, gab ihr die theuersten Namen, die liebevollsten Versicherungen ....

Als Alfred eine Stunde später die Stube verließ, war er mit Emilien versprochen, die westindische Reise war aufgeschoben, vergessen, und er hatte ihr ewige Treue gelobt. Berauscht drückte er einen langen, den ersten, Kuß auf ihre Lippen. Die Wachfrau schlief noch eben so ruhig; Kummer und Freude, Verzweiflung und Glück hatten wechselsweis ihre Rechte dicht neben ihr gehandhabt, aber

sie hatte von Allem Nichts bemerkt, und ihr Profil zeigte sich noch eben so dumm und träg an der Wand wie zuvor; die alte kranke Frau schlief und träumte von ihrem mitleidigen Doctor. Alfred schlich sich an den Schläfern vorüber, und flüsterte noch in der Thür ein Lebewohl so leise, daß nur die geschärften Sinne der Liebe es vernehmen konnten. Emilie lauschte, und dies Mal hörte sie die leisen knirrenden, nach und nach in den langen Gängen verhallenden Schritte auf dem steinernen Fußboden. Sie lehnte sich zurück, und ihr freudestrahlender Blick suchte wieder die Decke zu durchbohren und zum Himmel zu dringen, denn ihre Gedanken waren ein stilles Gebet. Darauf betrachtete sie den kleinen Ring mit dem lichtblauen Stein, und als sie gegen Morgen einschlummerte, ruhten ihre Lippen fast eben so fest auf diesem Liebeszeichen, als früher an der Hand, die ihr den Tod bringen sollte. —

Am nächsten Morgen war Alfred ungewöhnlich still und ernst. Als der Oberarzt mit seinem Candidaten- und Volontair-Stabe die Stuben besuchte, machte er sich ein Geschäft, und vermied den Saal, wo Emilie lag, obgleich er selbst nicht recht wußte warum. Emilie hatte eine so frische Farbe, daß der Oberarzt ihr deswegen ein Compliment machte. Ihre Augen, die sich nicht von der Bettdecke erhoben hatten, so lange die Aerzte ihr Lager umringten, überzählten spähend und verstohlen die Weggehenden, und sie freute sich fast, daß Alfred nicht unter ihnen

gewesen, denn um keinen Preis hätte sie ihn in Gegenwart der Andern erblicken mögen. Die alte Frau war in der Morgendämmerung gestorben und in aller Stille fortgeschafft worden. Emilie bemerkte dies erst, als sie ihre Klagen nicht mehr vernahm, denn niemand sprach von ihr, die Wachfrau aber sagte zu einer andern Wärterin: „Mich soll doch verlangen, wen sie jetzt in Nummer Sieben legen; das Bett schlägt sie todt wie Fliegen, und ist eben so gut wie ein Sarg.' Ich sah das Ende schon voraus, als Mutter Christensen Nummer Sieben bekam."

Als die jungen Volontairs bei einem ihrer Kameraden zum Frühstück versammelt, und die chirurgischen Neuigkeiten des Morgens verhandelt waren, bemerkte Einer von ihnen: „Ich habe so meine eignen Gedanken von Musje King; er macht sich so viel mit der kleinen Fogt zu schaffen, aber das Mädchen ist viel zu hübsch für solchen westindischen Windbeutel." Der Redende, ein ganz junger Volontair, der nur seit wenigen Monaten erst das Hospital besucht hatte, hieß Carl Meier.

„Der blasse Neid redet aus Ihrem Munde, mein hochzuverehrender Herr Fuchs," rief ein Anderer pathetisch, indem er ein Glas hinunterstürzte; „Emilie Fogt ist ein verteufelt hübsches Mädchen; Gevatter hätte wohl nicht übel Lust sich selbst ihrer zu erbarmen, wenn King nicht zuerst zur Mühle gekommen wäre. Es lebe die Anciennetät! Weißt du übrigens, ob sie nicht auch die Finger nach ihm leckt?"

„Ich habe heute einen Ring an ihrer Hand gesehen, der gestern nicht da war, und den King bisher getragen hat. Ich liebe die Sitte nicht, mit Ringen Spiel zu treiben. Das Mädchen ist viel zu hübsch und viel zu gut für eine Hospitalsverlobung. Es ist schade um sie, denn King ist doch nur ein Westindier."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür; King trat ein, um an dem Frühstück Theil zu nehmen, und man empfing ihn mit allgemeinem Jubel, denn er hatte stets die Taschen voll guter Cigarren, welche er direct aus Westindien bekam.

„Wir sprachen eben von dir."

„So . . .?"

„Ein Quidam, ein Gewisser, sagte, es wäre schade um die kleine Fogt, daß sie in deine Hände gefallen sei . . . ."

„Und daß Mädchen genug da wären, die es nicht besser verdienten; daß aber Emilie Fogt zu der Classe gehörte, die nur ein Flegel zum Besten hat," fügte Carl Meier hinzu.

Alfreds Wangen glühten, und er betrachtete den Redenden mit funkelnden Augen, schwieg aber doch. „Carl behauptet, daß du dich betragen habest, sans comparaison, wie jener vertrackte Normann, welcher jedem hübschen Mädchen so ins Blaue hinein ein Eheversprechen gab, damit sie nur mit ihm spazieren ginge," fuhr der Erste fort. „Sag's nur ehrlich und aufrichtig heraus,

so wollen wir uns verpflichten, dich nicht auszustechen. Bist du verlobt mit Emilie Fogt?"

Alfred betrachtete die Fragenden und war ungewiß, welche Antwort er geben sollte.

„Mit einer Portierstochter!" rief der Andere; „sollen wir die Mariage des sehr ehrenwerthen Sir Alfred King mit eines Portiers Tochter declariren?"

Das gab den Ausschlag. Alfred wandte sich zu dem geehrten Mitglied, welches zuletzt geredet hatte, und entgegnete lächelnd: „Nein, ich danke ganz ergebenst! Ich bin nicht verlobt mit der tugendsamen Jungfrau, und ihr mögt ihr den Hof machen, so viel euch beliebt." Bei den letzten Worten schlug jedoch sein Herz stärker als bei den ersten.

„Haltet ihr mich für wahnsinnig?" fuhr er nach einer kleinen Pause mit etwas mehr Fassung fort. „Wohl Freundschaft, aber keine Kameradschaft! — Ich bin auf Ehre nicht mit ihr verlobt!" Sein besseres Gefühl gewann indessen für einen Augenblick die Oberhand, und er bildete sich ein, Emilien durch den Zusatz eine Art von Ehrenerklärung zu geben: „Es wäre auch Sünde um das Mädchen, wenn man ihr Ideen in den Kopf setzte; sie sieht so ehrbar aus."

„O, du mitleidige Seele; wie hübsch dich's doch kleidet den Tugendhelden zu spielen. Das wären eben Betrachtungen, die auf dich Eindruck machen sollten! Haben alle die andern denn unehrbar ausgesehn, denen

du Ideen in den Kopf gesetzt hast? Wilhelmine, die im vorigen Jahr starb, und die Krampf=Mamsell, und die kleine Blonde, die nur du verbinden durftest, und die Tochter des Kammerraths, die sich deinetwegen nicht ausschreiben lassen wollte, und endlich die heilige Cecilia, die dem bekannten Gemälde so sehr glich, und in deren Dienst als postillon d'amour die Wärterin sich die Beine fast ablief ....?

„Und die übrigen mille e tre," fügte ein Anderer lachend hinzu.

Dieses Aufrechnen seiner Triumphe schmeichelte Alfreds Eitelkeit, und er verkaufte um diesen Preis Emiliens Ruf, indem er mit verstellter Bescheidenheit, die ganz das Gegentheil ausdrückte, hinzufügte: „Bei Emilie Fogt habe ich ganz bestimmt kein Glück gemacht."

„Und Ihr Ring, den sie heute am Finger trug? Wollen Sie auch das läugnen?" fragte sein junger Gegner, der noch nicht müde war, diese Sache zu verfolgen.

Der Augenblick, in welchem Alfred Emilien den Ring gegeben hatte, stand plötzlich lebend vor seiner Seele. Er sah wieder das bleiche Mädchen ohnmächtig vor sich liegen; die Stelle, wo sie das vorgebliche Gift aus seiner Hand gesogen hatte, schmerzte ihn, und das Blut schoß glühend in seine Wangen.

„Gefangen," riefen die Andern; „da haben wir ihn! da erwischten wir einen alten Fuchs!"

Alle Extreme liegen bekanntlich nahe zusammen; der Übergang von einem Contrast zum andern ist so natürlich, und Haß der Nachbar der Liebe. Daher läßt es sich denn auch erklären, daß ein bittres Gefühl gegen Emilie in Alfreds Brust das liebevolle verdrängte, welches ihn wenige Minuten vorher durchglüht hatte. Die flüchtige Röthe verschwand wieder aus seinem Antlitz, und er antwortete kalt und ruhig: „trägt sie meinen Ring, so muß sie ihn gefunden oder genommen haben. Ich habe ihn gestern in einer der Stuben abgelegt, und vermisse ihn erst jetzt, weil davon gesprochen wird. Ihre Aufführung gehört zu den gewöhnlichen Frauenzimmeralfanzereien. — Laßt es nun gut sein mit dem Verhör. Wollt ihr Cigarren?"

Dies Anerbieten endete die Verhandlung. Alfred war verdrießlich und wortkarg, die Andern hingegen erzählten hundert lustige Geschichten, und hatten bald ihn und seinen Widersacher in eine dichte Rauchwolke eingehüllt.

Indessen flogen Emilien die Stunden dahin wie Minuten; sie dachte nur an Alfred, und zwar mit einem religiösen Gefühl. Hatte sie ja doch die Segnungen der alten Frau gehört, die, wie sie wußte, jetzt vor Gottes Thron stand, eine dankbare Fürbitterin für denjenigen, der ihre letzten, schmerzhaften Stunden erleichtert hatte.

Als Alfred in der Dämmerung dasselbe Zimmer wieder betrat, welches er am Abend vorher als besserer Mensch

verlassen hatte, fühlte er eine Mischung von Liebe und Verlegenheit, wie nimmer zuvor. Aber seine Verlegenheit verschwand bald; er setzte sich auf den Rand von Emiliens Bett, koste mit ihr, gab ihr tausend zärtliche Namen, spielte mit ihren Fingern, hatte aber doch nicht Muth genug sie des Ringes zu berauben, obgleich eine innere Stimme ihm beständig zuraunte, daß seine Ehre an dieses Pfand gebunden sei.

„Dieser Ring ist mein Kleinod," sagte Emilie; „ich liebe ihn mehr als mein Leben, und nur Eins liebe ich noch mehr, — dich selbst, mein Alfred." —

Gestern war bei Emilien noch etwas von jener Ziererei, von jener unbewußten Zweifelsucht und jenem Argwohn übrig, welche den Instinct des Weibes gegen die Verführung ausmachen. Heute war Alles anders; Liebe, sich ihrer selbst nunmehr bewußte Liebe, hatte ihr ganzes Wesen geläutert, und jeden Zweifel, jede Bedenklichkeit verjagt; jeder Stoff zu weniger edlen Gefühlen war aus ihrem Herzen verschwunden, und nur Zutrauen, nur Hingebung lebte und webte darin. Leider gleicht ein so geläutertes Herz nur all zu sehr einer geschleiften Festung, ohne Wehr und ohne Schutz.

Einer von Alfreds Kameraden ging eben an der Stube vorüber, und sprach zu einer Wärterin. Alfred, der seine Stimme erkannte, und dessen erster Gedanke Emiliens Ruf war, ließ unwillkührlich ihre Hand los, und zog das Schirmbett dichter zusammen, aber schon

sein nächster Gedanke galt wieder dem Ringe. Sobald er aus den verhallenden Schritten schließen konnte, daß er sicher sei, nahm er wieder des Mädchens Hand und sagte: „Gieb mir den dummen Ring, Emilie, ich will dir einen hübschern bringen, dieser ist nicht gut genug für meine kleine Braut."

Er wollte den Ring von ihrem Finger streifen, Emilie aber schloß die Hand und entgegnete: „O nein, nein, nimm mir ihn nicht; ich bin abergläubisch. Der Ring soll nie von meinem Finger kommen, weder Tag noch Nacht. Nicht wahr, so lange ich den Ring trage, hast du mich nicht vergessen? Du sagtest einmal, blau sei die Farbe der Treue; ich habe viel von dir gelernt; ehe ich dich kannte war ich so einfältig, aber nicht wahr? jetzt bin ich besser und vernünftiger?"

So viel Unschuld rührte sogar den Leichtsinnigen; er ließ ihren Finger los und sprach: „Behalt' ihn, Emilie; behalt' ihn, ich bin dir treu."

Die Liebenden flüsterten mit einander, aber kein sterbliches Ohr konnte ihre Worte vernehmen. Endlich sprach Alfred lauter: „Unsre Verlobung muß ein Geheimniß bleiben, bis ich weiß, was aus meiner Reise wird. Es giebt Verhältnisse in der Welt, Emilie, welche .... Niemand darf es wissen, Emilie, Keiner als du und ich."

„Keiner als wir Beide und Gott," fügte Emilie bewegt hinzu, ohne zu ahnen, wie weit Alfreds Gedanken eben jetzt von jenem ewigen unsichtbaren Zeugen entfernt

seien. Er bückte sich und sah nach seiner Uhr. Ein Schwarm von Gedanken stürmte in diesem lautlosen Augenblick durch seine Seele. —

„Wenn ich je diese Frömmigkeit mißbrauchen könnte . . . .“ er vollendete seine Rede nicht, sondern verlor sich in guten Vorsätzen. Leider sind gute Vorsätze fast immer Schößlinge, die sich im Wachsthum verlaufen; ihre Früchte sitzen fest, so lange sie unreif sind, fallen aber ab, ehe sie die volle Reife erlangt haben. Ich habe sagen hören, daß der Weg zur Hölle von einem Ende zum andern mit lauter guten Vorsätzen gepflastert sei. —

— Otto's nach und nach aufmerksamerer und ernsterer Zuhörer verzog bei diesen Worten seinen Mund zu einem Lächeln, welches jedoch vielleicht eben so unwillkührlich war, wie der Seufzer, der darauf folgte. —

— Mit Emiliens Ausschreibung aus dem Hospital und ihrem Wiedereintritt in ihren Dienst, begann kurz nachher ein neuer Abschnitt ihres Lebens. Ihr Dienstverhältniß hatte sie früher nie gedemüthigt; jetzt schämte sie sich dessen, weniger ihret- als des Geliebten wegen. Die beiden Liebenden konnten sich im Hause des Grafen nicht sehen, weil es Aufsehen erregt haben würde, und Alfred schlug daher seine Wohnung für ihre Zusammenkünfte vor, aber diesen Ausweg verwarf Emilie unter Thränen, denn es schmerzte sie, daß die Verhältnisse einen Vorschlag auch nur möglich machten, der ihr Gefühl so sehr beleidigte. Dahingegen schämte sie sich, Alfred bei ihren El-

tern einzuführen; die dürftige Wohnung des armen Arbeitsmannes paßte nicht für den reichen Westindier, und war es nicht auch ohnehin ihre Pflicht, die Schwächen ihrer Mutter vor jedem uneingeweihten Auge zu verbergen? Konnte Liebe unter solchen Umgebungen gedeihen? Zum ersten Mal in ihrem Leben beweinte sie mit bittern Thränen ihren geringen Stand, und hatte schon eine dunkle Ahnung, daß Alfreds Worte: „Es giebt Verhältnisse in der Welt . . . .“ mehr bedeuteten, als sie anfangs geglaubt. Dann dachte sie zurück an die hellen, luftigen Säle des Hospitals, an das freundliche Schirmbett, welches ihren Alfred so manches Mal jedem neugierigen Blick verborgen hatte, die Krankenstube verwandelte sich in ihren Augen in einen Tempel der Liebe, und die alte Wärterin mit der lallenden Zunge und dem lahmen Bein in den guten Genius desselben. „Damals war ich glücklich,“ sprach sie leise für sich hin, und hätte sich fast an die Stelle der alten Frau mit dem Krebsschaden gewünscht, um wenigstens die Freude haben zu können, in dem Hospital unter Alfreds Pflege zu sterben.

Emiliens Mutter hatte eine Schwester, die mit einem Schiffer verheirathet gewesen, und jetzt im Wittwenstande lebte; diese einfache, gutmüthige Frau wurde beständig als vornehmstes Glied der Familie betrachtet, und „Meine Schwester, Madame Berg, sagt selbst . . . .“ bedeutete bei Emiliens Mutter eben so viel, als wenn ein Hofbedienter seine Behauptung auf die Autorität des Hofmar-

schalls stützt, denn die hohe Stellung des Citirten schließt jeden Appell gegen ein solches Urtheil aus. Mit dieser kräftigen Waffe schlug „Mutter Fogt" — so nannte man in der ganzen Straße die vormalige Portiersfrau — die weiblichen Bewohner aller Keller in die Flucht, wenn sie über die eine oder die andere Materie ins Gerede geriethen, denn die achtbaren Matronen wollten sich von den stolzen Worten: „meine Tochter Emilie, die Kammerjungfer bei den Comtessen der Gräfin," nicht immer verblüffen lassen, sondern verlangten eine reifere Autorität, wohl wissend, daß Jugend und Weisheit selten Hand in Hand mit einander gehen.

Emilie war froh, sich dieser ehrenwerthen Frau anvertrauen zu können. Sie weihte dieselbe in ihre Verhältnisse ein, und die liebevolle Muhme machte auch weiter keine Einwendungen, als sie hörte, daß der Bräutigam ihrer Schwestertochter ein Student, und kein Lieutenant sei, denn nur gegen die armen Lieutenants nährte sie ein unbesiegbares Mißtrauen. „Lass' ihn zu mir kommen, Kind," sagte sie; „hier könnt ihr Beide sitzen wie zwei Tauben in einem Käfig. Ein Student? Ein Doctor? I mein Gott, du bist ja ein glückliches Mädchen. Nein, nein, es ging allerdings nicht an, ihn in das Haus deiner Eltern zu bringen; wir wissen ja Alle, daß deine Mutter nicht stets ist, wie sie sein sollte. Nun, weine nur nicht, Emilie; wir sind ja alle Menschen. Früher ist sie eine brave und häusliche Frau gewesen; sie ist auf

Abwege gerathen, aber mit Gottes Hülfe kann sich das ändern. Laß ihn nur zu mir kommen; er soll in meinem Sopha sitzen, und Thee aus dem Theezeug trinken, welches mein Seliger selbst von den langen Reisen heim gebracht hat."

Das arme Mädchen war so froh über diesen Zufluchtsort, daß ihr gar nicht einfiel, wie die kleine freundliche Stube ihrer Muhme mit den schneeweißen Fußböden, mit den gebohnten Meubeln und den großgeblümten zitzenen Bezügen aus einer längst verschwundenen Zeit immer noch viel zu gering für Alfred sei; aber seine Mienen bei seinem Eintritt, sein flüchtig umhergeworfener Blick, und die Verlegenheit, womit ihre Muhme den jungen Mann empfing, der ihr nicht als ein grader, einfacher Student, sondern mit einem steifen, abstoßenden Wesen entgegentrat, belehrten sie bald des Gegentheils. Es herrschte ein drückendes Schweigen; Emilie war betrübt, und Alfred fühlte sich genirt. Als die Muhme auf eine Weile das Zimmer verließ, sagte Emilie: „Ach Alfred, jetzt fühle ich, daß ich viel zu gering für dich bin. Kann ich dich auch so glücklich machen, wie du es verdienst?" — Bei diesen Worten schlug sie ihr Auge nicht empor, sondern heftete dasselbe auf ihren lieben Ring, gleichsam als fürchtete sie, in Alfreds Blicken eine Bestätigung ihrer Zweifel zu lesen. Eine klare Thräne, eine jener Thränen der Frömmigkeit und der Demuth, welche nach der morgenländischen Mythe von Engeln gesammelt und gen Himmel getragen werden,

von wo sie als Perlen auf die Erde zurückfallen, tröpfelte auf den Ring, und bedeckte den blauen Stein. Alfred sah's, nahm ihre Hand, und küßte die Thräne weg. „Ja," sprach er, „du kannst mich glücklich machen, Emilie; thörichtes Mädchen, wie magst du dir solche Grillen in den Kopf setzen? — Du zu gering? — Du könntest einen Fürsten beglücken."

Emilie lächelte durch Thränen. „Weißt du was ich wünschen möchte, Alfred?" fragte sie; „daß ich reich und vornehm, und eine Prinzessin wäre, und die halbe Welt besäße, bloß um dir meinen ganzen Reichthum geben zu können."

„Liebe Emilie!" —

Als die alte Muhme wieder eintrat, sprach Alfred freundlich zu ihr, und erzeigte ihr einige von jenen kleinen Aufmerksamkeiten, wodurch junge Leute so sicher das Herz einer bejahrten Frau erobern. Die Alte wurde gesprächig; Emilie war glücklich, weil ihre Muhme Alfred unaufhörlich lobte, bald seines feinen Wesens, bald seiner hübschen Augen und seiner prächtigen Weste wegen; Alles was ihm gehörte, war ja ein Theil ihrer Liebe. Alfreds Eitelkeit war nicht unempfänglich gegen den vortheilhaften Eindruck, den er auf die alte Schifferwittwe gemacht hatte; seine Hauptleidenschaft war zufriedengestellt, und er gab sich ohne Bedenken dem Leichtsinn, dem hervorstechendsten Zuge seines Charakters hin. In solchen Augenblicken konnte er wirklich liebenswürdig sein, und der

Abend verstrich zur Zufriedenheit Aller. Als es so spät geworden war, daß Emilie an ihre Heimkehr denken mußte, begleitete Alfred sie nach Hause. Dieser einsame Gang gewährte ihnen wieder einige glückliche ungestörte Augenblicke, deren sie seit jener Zeit entbehrt hatten, wo das grüne Schirmbrett sie in der Kindheit ihrer Bekanntschaft umschloß, und als sie am Thor des gräflichen Palais standen, war ihr Gespräch noch lange nicht geendet.

„Wir müssen in dem schönen Wetter noch ein wenig länger spazieren gehn," sagte Alfred; „laß uns durch die Breite-Straße und durch die Esplanade mit den großen schönen Bäumen gehen."

„Ach nein, es ist gar zu dunkel und einsam."

„Närrchen, was fürchtest du, wenn ich mit dir bin?"

„Auch wird meine Herrschaft schelten, wenn ich so lange ausbleibe," sagte Emilie, einen kleinen Seufzer unterdrückend.

„Nun, ich weiß doch, daß du keine Sklavin bist," entgegnete Alfred halb beleidigt. „Warum mußt du mich immer an diese hochgräfliche Sippschaft erinnern?"

Emilie schwieg, und folgte ihm ohne weitere Einwendungen, aber das Gespräch war ins Stocken gerathen, und kam nach diesem kleinen Zwist nicht wieder recht in Gang.

Als Emilie auf ihrem Zimmer allein war, dachte sie an den herrlichen Abend zurück, konnte aber doch eine Thräne nicht unterdrücken, die freilich, wie sie meinte,

nur floß, weil sie Alfred erst nach drei Tagen wiedersehen sollte. Nach ihrer nächsten Zusammenkunft machte Emilie ohne Widerrede einen weiten Umweg mit Alfred, als er sie zu Hause begleitete, und sprach kein einziges Wort von der gräflichen Familie. Alfred war so liebenswürdig und interessant. Emilie weinte diesmal gar nicht, und träumte die ganze Nacht von ihm. —

Bald war Alfred ein täglicher Gast bei der alten Schifferwittwe, und Emilie ersann allerhand Vorwände, um jeden Tag einige Minuten bei ihrer Muhme zubringen zu können. Sie besorgte fast alle Gewerbe des ganzen Hauses, bloß um fortzukommen. Bisweilen war die alte Frau nicht daheim, da Emilie aber im Hause bekannt war, fiel es Keinem auf, wenn sie auch in ihrer Abwesenheit in ihren Zimmern gesehen wurde. Alfred merkte sich bald, wann die Alte ausging, und konnte von jetzt an zu gar keiner andern Zeit das Hospital verlassen. „Jagst du mich von dir, weil du meiner müde bist?" sagte er; „du weißt ja recht gut, wie gebunden ich auf dem Hospital bin; eben dies ist meine einzige Freistunde, und ich habe mich so sehr gefreut, sie bei meiner Emilie zuzubringen." —

„Aber es geht nicht an, Mille," sagte die alte Schifferwittwe, als Emilie ihr beichtete. „Ihr seid zu jung; was werden die Leute sagen?"

„Liebe Muhme, du weißt ja selbst, wie artig Alfred ist; er hat mich nur ein einziges Mal geküßt," fügte sie

erröthend hinzu, „weil ich ihn bat, es nicht zu thun, wenn wir ganz allein wären."

„Ja Kind, ich weiß wohl, er ist ein artiger junger Mensch," entgegnete die Muhme, „und keiner von diesen allerwelts Lieutenants, auf die man sich nie verlassen kann. Ja ja, freilich, Alfred ist ein prächtiger junger Mensch; trocknet er sich nicht jedesmal erst eine halbe Viertelstunde die Füße ab, um meine Diele nicht zu beschmuzen? Glückliches Mädchen du, die einen solchen Mann bekömmt."

Emilie wurde blutroth, aber ihre Augen strahlten vor Entzücken über das von ihrer Muhme ausgesprochene, wenn auch schlecht begründete Lob. Sie beugte sich über die alte Frau hin, und küßte sie recht treuherzig und liebevoll.

Alfred sprach oft von seiner Reise, aber sein beabsichtigter Aufenthalt in Westindien wurde immer kürzer und kürzer, zuletzt beschränkte er denselben auf den Sommer, wollte mit dem letzten Schiff von Saint-Croix zurückkehren, und dann den Schleier des Geheimnisses von ihrer Verlobung lüften. Ich will gern glauben, daß Alfred in solchen Augenblicken meinte, was er sagte, aber ich weiß, daß es Augenblicke giebt, in denen das Herz redet, ohne daß die Besonnenheit zuhört, und daß man dann leicht mehr sagen kann, als man eigentlich meint.

Der Winter verstrich, und das Verhältniß der Liebenden entwickelte sich, wie alle ähnlichen, durch Zusam-

menkünfte und Trennungen, durch Mißverständnisse und Erklärungen, Zwiste und Versöhnungen. Man behauptet die Liebe werde dadurch gestärkt, ich aber halte das Experiment für gefährlich; so lange man sich gegenseitig liebt, wird der Friede zwar leicht geschlossen, aber Wehe den langen Verlobungen und den alten Verbindungen. In diesen wird der Friedenschluß jedesmal schwieriger, und die Freundschaft jedesmal kühler. Doch ihre Verlobung gehörte ja noch zu den jungen. Emilie bewahrte zu jeder Zeit ihre reine unbefleckte Liebenswürdigkeit, aber ihr Wesen war von Alfreds Willen abhängig geworden, und er konnte nicht unterlassen seine Macht über sie zu mißbrauchen. Eine geistreiche Dame hat mir einmal gesagt, daß selbst das vortrefflichste Frauenzimmer sich nicht entbrechen könne ihre Macht zu mißbrauchen, nur ein ganz klein wenig, und zwar weil die Macht erst eben durch ihren Mißbrauch einen Werth erhält. Dieser Satz, mein' ich, läßt sich mit noch größerer Wahrheit auf die Männer anwenden. Nach meiner Kenntniß von meinen Mitbrüdern sind wir Egoisten, der Eine wie der Andere, und die edelste unserer Leidenschaften hat zugleich den größten Zusatz von Selbstsucht. Wir sind bereit unsrer Geliebten jedes Opfer zu bringen, aber wir fordern beständig ein noch größeres zur Vergeltung dafür; wir wollen ausschließlich die Seligkeit genießen, den Gegenstand unsrer Liebe zu dem glücklichsten Wesen zu machen, — ausschließlich, denn sie soll uns für Alles zu danken haben. Sind wir

nun hiezu nicht im Stande, so finden wir einen Trost darin ihr Kummer zu bereiten, und ihr die Freuden zu vergällen, welche andere ihr bereiten könnten. So sind die meisten Männer; wir sind brutal von Natur, geborne Tyrannen, und die wenigsten von uns können Glück in der Liebe ertragen. Mindestens paßte dieser Satz auf Alfred — doch demungeachtet liebte Emilie ihn, wenn möglich, noch inniger. Schwachheit, dein Name ist Weib! —

Hat der Leser das Vorurtheil gefaßt, daß ich Emilien als fehlerfrei schildern wolle, so bin ich mißverstanden worden. Auch glaube ich, daß ihre Schwäche, Unbedachtsamkeit und Leichtgläubigkeit aus dem Vorhergehenden zu erkennen sind, und diese waren vielleicht viel größere Fehler, als die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, welche sie gleichfalls besaß. Ich habe mich an die Wirklichkeit halten wollen, welche Engeln den Zutritt zur Erde nicht verstattet. Die Mythologie erzählt uns eine Fabel von dem Riesen Antheus, der unüberwindlich war, so lange seine Füße die Erde, alma mater tellus, berührten; aber da kam Herkules, und hob ihn in die Luft, und hin schwand seine Stärke, wie die Stärke Simsons, als Delila ihm in ihrem Schooße seine Locken abschnitt. So geht's auch dem Dichter: so lange er sich an die irdische Wirklichkeit hält und die Natur schildert, ist er nicht so ganz leicht aus dem Sattel zu heben, verläßt er aber diese, um Phantomen in der blauen Luft zwischen Himmel und

Erde nachzujagen, dann geht's ihm wie Ikarus, der seine Flügel mißbrauchte, und nach der Sonne fliegen wollte. — Auf der andern Seite habe ich auch Alfred nicht mit all zu düstern Farben schildern mögen, denn auch die Unterwelt ist dem Sterblichen unzugänglich, und Cerberus bewacht ihre Thore mit sechs nimmer einzuschläfernden Augen. Alfred war nur jung, hübsch, leichtsinnig und eitel, legte nicht vielen Werth auf das, was man Herz nennt, und glaubte eine Liebesintrigue sei einem jungen Cavalier eben so nothwendig, wie ein neuer Hut. Glücklich, wer zur Abwechselung zwei neue Hüte und zwei Liebesgeschichten hat! — So sind die meisten jungen Leute, — ich ziehe doch vor zu sagen: die meisten jungen Herren — aber die wenigsten sind so hübsch und reich, wie Alfred.

In diesem Jahr erschien der Frühling sehr zeitig; die Sonne sandte ihre wärmenden Strahlen, die Blumen dufteten schon, und mehre Schiffe waren bereits nach Westindien abgesegelt, ohne daß Alfred Miene gemacht hätte mit zu reisen. Jetzt war nur eins übrig, welches in vierzehn Tage abgehen sollte, und Alfred mußte sich daher bequemen, seine Ueberfahrt auf demselben zu machen. Emilie brachte diese Zeit mit Weinen und Wehklagen zu wenn sie allein war, und befand sich in Alfreds Gesellschaft stets in einer exaltirten Stimmung. Die Liebenden machten jeden Abend lange Spaziergänge nach dem Friedrichsberger Schloßgarten, denn die Witterung zwang sie nicht mehr, sich mit der kleinen dumpfen Stube der

Muhme zu begnügen. Wie wehmüthig waren dann ihre Unterredungen von Trennung, Erinnerung, von Wiedersehn und Hoffnung auf künftige Zeiten. So kam der gefürchtete Tag näher und näher.

Morgen soll Alfred an Bord gehen. Morgen! Lebt wohl jemand, der nie in seinem Leben die herzbeengende Kraft dieser beiden Sylben gefühlt hat, mag nun dieses „Morgen" Freude oder Trauer in seinem Schooße tragen. — Dieses Wort bringt uns ein Fieber, aber nur eine Zeit lang, denn die Gewohnheit, die Alles verflacht, verwischt auch die Wirkung des „Morgen." Mit diesem Fieber in den Adern erwartete Emilie ihren Alfred, der sie bei ihrer Muhme abholen sollte, um mit ihr die letzte Abendwanderung für dies Mal zu machen. Die alte Frau war ausgegangen, und Emilie dankte Gott für die Ruhe, deren sie ungestört genießen konnte. Nichts unterbrach ihre traurigen Gedanken, und selbst die alte Wanduhr mit ihrem vernehmlichen abgemessenen „Tik! — Tak!" entging ihrer Aufmerksamkeit, ja dieser einförmige Fußtritt der schwindenden Zeit, deren Kürze sie eben beweinte, versenkte sogar ihre Seele ganz in eine gedankenlose Wehmuth. Beständig dies unveränderte „Tik! — Tak!"

Ich bin leider der Naturgeschichte nicht sehr kundig, sonst könnte ich das Raubthier, sei's ein Vierfüßler oder eine Schlange nennen, welches die ewige Weisheit unschädlich für jeden gemacht hat, der seine Aufmerksamkeit nur recht anwenden will, denn einem kleinen Vogel ist

der Instinct beigelegt, sich beständig in der Nähe des Raubthieres aufzuhalten, und durch seinen Schrei vor der drohenden Gefahr zu warnen. Die Zeit ist eine Schlange, welche in vielfachen Windungen unaufhaltsam unsrer Spur folgt, ein Raubthier, das uns beständig auflauert. Die menschliche Klugheit hat auch einen kleinen Vogel erfunden, der uns durch seinen Schrei vor unserm Feinde warnt, sie hat ihm eine Zunge gegeben, um mechanisch einen abgemessenen Laut auszustoßen, den er in jeder Secunde hören lassen muß. Beide Warner werden überhört; die Gewohnheit stumpft die Sinne der Thiere und der Menschen gegen den oft wiederholten Ruf ab, und dann machen die Ungethüme ihre Beute. — Vergieb mir diese Bemerkungen über die Wanduhr der alten Muhme, lieber Leser; sie sind ungereimt und vielleicht eben hier unnatürlich, denn Emilie stellte sie nicht an.

Dahingegen halte ich mich zu einer andern Betrachtung verpflichtet, über die Wirkungen nämlich, welche ein starker Duft auf Nerven hervorbringt, die für solche Eindrücke empfänglich sind; sie ist sowohl mental als physisch. Der Dichter setzt „Blumenduft und alte Melodien" als dasjenige neben einander, welches uns „mit der größten Zauberkraft" die entschwundene Vorzeit aus ihrem Grabe zurückruft; der Arzt aber warnt vor den betäubenden Wirkungen dieses zauberischen Blumenduftes. Emilie saß auf dem Sopha der Muhme in der einen Ecke, und lehnte ihren Kopf an die dicht daneben stehende Wand-

uhr; auf der andern Seite desselben befand sich ein offenes, mit Blumen geziertes Fenster, das Gärtchen der Tante, bestehend aus Heliotropen, Sireen und andern starkduftenden Blumen; schwach riechende verachtete die Alte, denn sie gebrauchte Taback. Da diese Blumen sorgfältiger Pflege genossen und Sonne genug hatten, waren sie bereits aufgeblüht, und bildeten eine dichte Hecke gegen die Straße, ihren Wohlgeruch aber führte ein durchs offene Fenster hereinbringender Frühlingswind in einem wogenden Strom über Emiliens Haupt in die Stube. Diese Blumen erinnerten sie an manche glückliche Stunde, in welcher Alfred ihr eine eben entfaltete Blume gebracht hatte, und diese Erinnerungen kosteten ihr bittere Thränen. Sie schloß ihre Augen, ihre langen Locken wallten über ihr Gesicht und badeten sich im klaren Perlenthau, der reichlich ihre Wangen benetzte, aber bitter waren diese Thränen nicht mehr; jeder Windstoß senkte gewissermaßen einen Trost in ihr Herz, und gleichwohl weinte sie. Der Schmerz wich einer sanften Wehmuth, die Bitterkeit der Trennung verwandelte sich in eine unnennbare Sehnsucht, die sie mit fast ertödtender Kraft ergriff, ohne sie jedoch zu schrecken. Bald schwand jeder Gedanke in einem Nebel dahin; sie öffnete die Augen, schloß sie aber wieder in demselben Nu, und ihre Thränen versiegten. Mit der Hand auf dem Herzen ruhte sie in dieser Stellung, und eine Stunde enteilte ihr so rasch als sei es eine Minute; das narcotische Gift der Blumen hatte sie des klaren Bewußt-

seins beraubt, und doch konnte man sie nicht bewußtlos nennen.

Indessen befand Alfred sich in einem Gelage muntrer Kameraden, die seine Abreise feierten. Obgleich die meisten ihn recht gern sahen, hatte er sich doch an keinen angeschlossen, und diese Abschiedsfeier entbehrte daher jenes wehmüthigen Anfluges, der sonst unzertrennlich von einem solchen Fest ist. Seine Abreise gab nur Veranlassung zu einem Schmause, welchen die jungen Ärzte im Jahr 1804 nie zu benutzen versäumten, und sie waren daher auch jetzt lustig von ganzem Herzen. Plötzlich stimmte Einer aus der Gesellschaft das alte, bei der Ladung der Westindienfahrer gewöhnliche Lied der Matrosen an:

„Nach Westindien soll die Reise gehn,
Sing sali, halali hurrah,
übers Jahr wirst du uns wiedersehn,
Sing sali, halali hurrah."

Jeder Anwesende mußte mit den nöthigen durch die Umstände gebotenen Veränderungen einen Vers improvisiren so gut er konnte, und dieser Scherz gab Gelegenheit zu so vielen persönlichen Angriffen und Hindeutungen, daß die jungen Leute am Ende wie besessen wurden, die Besinnung verloren, und sich gar nicht wieder trennen mochten. Auch Alfred war ganz wirr im Kopf, erinnerte sich aber demungeachtet seines Emilien gegebenen Versprechens, sie um sieben Uhr abzuholen. Wenn man der Mittelpunkt eines Festes ist, hat es aber seine Schwierig-

keiten weg zu kommen, und als er sich nun trotz dem erhob, rief Einer von der Gesellschaft, der schon so weit gekommen war, daß er gereimte Zeilen nicht mehr von ungereimten unterscheiden konnte:

„Nun soll er hin zu seiner Braut,
Das ist Emilie Fogt;
Im nächsten Jahr ist sie sein Weib,
Sing sali, halali hurrah."

„Ich gebe eurer Emilie Fogt den Henker," rief Alfred; „ich habe sie mit meinen Augen nicht gesehn, seit sie aus dem Hospital kam."

„Er soll reimen, oder trinken," rief der Erste.

„Das war eine Allerwelts-Lüge," schrie ein Anderer; „ich habe Emilien in seinen Armen im Friederichsberger Garten sitzen sehen."

„Erst soll er sein Glas austrinken, dann können wir weiter davon reden."

Alfred trank.

„Bekenne Sünder! du hast mit Emilie Fogt im Friederichsberger Garten gesessen, und sie im Arm gehalten?'

„Schnick Schnack! mit eurer Emilie Fogt."

„Ja, wäre sie nur unsre."

„Willst du bekennen?"

„Wo ist dein alter Ring mit dem blauen Stein?"

„Hospitalsverlobung!" entgegnete Alfred lachend, „laßt mich nun in Ruhe."

„Emilie Fogt und die Hospitalsverlobungen sollen leben! Stoß an, du!"

„Keine Hospitalsverlobungen außerhalb des Hospitals!" rief Carl Meier, der beständig gegen Alfred King opponirt hatte, aber gleichwohl an dem Gelage Theil nahm.

„Ei Wischi, Waschi!" sagte Alfred sein Glas leerend. „Hospitalsverlobungen über die ganze Welt. Die ganze Erde ist ja doch nur ein Hospital."

Endlich trennten sie sich.

Schwer im Kopf aber nicht in gleichem Maße schweres Herzens begab Alfred sich gegen neun Uhr nach dem Hause, welches Emiliens Muhme bewohnte. Die alte Frau war noch nicht nach Hause gekommen, indem sie eben heute Abend den Einfall hatte, Emilien auf dem Wege nach dem Friederichsberg entgegen zu gehen, wo sie dem Verlobten zu begegnen hoffte. Freilich fand sie sich getäuscht; da sie aber einmal aus dem Thor gegangen war, setzte sie ihre Wanderung fort, denn sie wollte so ungern auf das gehoffte Vergnügen verzichten. Noch als Alfred die Hand auf den Griff der Thür legte und sie öffnete, war er mit sich selbst nicht einig geworden, welche Beschönigung seines langen Ausbleibens er vorbringen wolle. Emilie saß noch in derselben Stellung, und bemerkte ihn nicht; ihr Kopf lehnte an der Stubenuhr, ihre Augen waren geschlossen, ihr Antlitz bleich, und ihre Arme ruhten unbeweglich auf dem Sophakissen. Alfred glaubte sie zürne und weine, aber ihre Augen waren trocken, ihr

Athemzug hingegen schwer und tief. Um die Beleidigte zu versöhnen setzte Alfred sich neben sie, und nahm leis ihre Hand, doch noch immer machte sie keine Bewegung. Endlich schlang er seinen Arm um sie, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen; bei dieser Berührung schlug Emilie die Augen auf, und erblickte Alfred, mit dem ihre Seele beschäftigt, der ihr schon lange im wachen Traum gegenwärtig gewesen war. Vielleicht war sie nie so schön gewesen, als eben in dieser Stunde. Das leichtsinnige, eben von Alfred ausgesprochene Wort, „Hospitalsverlobung," fuhr wie ein flüchtiger Gedanke durch seinen Kopf, und flößte ihm ein bittres Gefühl gegen sich selbst ein, dessen er jedoch nicht deutlich bewußt wurde; um ihr dies Wort abzubitten, drückte er sie fest an sich, und seine Lippen glühten noch einmal auf den ihrigen. Emilie schlug ihre Arme um seinen Hals, und schloß wiederum die mit wehmüthigen, aber süßen Thränen gefüllten Augen. Hätte man in diesem Augenblick die Gefühle in Alfreds Herzen anatomiren können, so würde man Liebe, und nur Liebe für Emilien in demselben gefunden haben. —

Erst spät Abends kündete die Stimme der Muhme auf der Straße ihre Rückkehr an, und gleich darauf erschallten ihre schweren Tritte auf der Treppe. Emilie mochte ihrer Tante nicht begegnen, und ihre Vorwürfe wegen einer so späten, einsamen Zusammenkunft mit Alfred nicht hören. Sie stürzte daher erschrocken aus dem Zimmer, und lief von Alfred begleitet instinctmäßig einige

Stufen der Treppe hinauf, während ihre Muhme ins Zimmer eintrat. Zitternd vor Dieben und Einbruch schlug die alte Frau die Hände zusammen, als sie die Thür offen fand, und rief aus: „J du mein lieber Gott und Vater! Alles steht offen, und ich bin schon gleich nach Tisch ausgegangen. Ich arme Frau, daß ich doch auch den verzweifelten Einfall bekommen mußte, in den April nach Friederichsberg zu laufen. Hier ist gewiß ein Unglück geschehen!" —

— „Na, nun wird Emilie eine Predigt bekommen, die nicht schlecht sein wird. So aus dem Hause zu laufen, und die Thüren offen zu lassen," rief Ludwig aus.

„Der Begriff Unglück ist relativ," antwortete Otto. „Als die Muhme sah, daß ihre Siebensachen unberührt auf ihrem gewöhnlichen Platz standen, verflog ihr Zorn zugleich mit ihrem Schrecken, auf Emilie hingegen machte das Wort Unglück allerdings eine entsetzliche Wirkung."

„Und auf Alfred?" fragte Ludwig schnell.

„So viel ich weiß, gar keinen."

Ludwig runzelte die Stirn, und schwieg.

Otto betrachtete ihn einen Augenblick, ergriff darauf wieder sein Manuscript und las weiter. —

— Emiliens Herz pochte hörbar, und sie zerfloß fast in Thränen. Alfred wollte sie die Treppe hinabführen, sobald die Muhme in ihr Zimmer getreten war, aber der Schrecken hatte ihre Füße gelähmt; vergebens bat und flehte er sie an ihm zu folgen; erst als er darauf hindeu-

tete, daß die Tante bald mit Licht zurückkommen würde, bekamen ihre Füße Flügel; sie flog die Treppe hinab, stürzte wie verfolgt auf die Straße, und erreichte athemlos das Thor des gräflichen Hauses; hier aber wurde sie abermals von ihren Kräften verlassen, und wäre fast ohnmächtig dahingesunken. Schon früher habe ich bemerkt, daß Emilie ein heftiges und leidenschaftliches Gemüth besaß. Gewaltsam wechselte das eine Gefühl mit dem andern, und gleichwohl war sie so sanft und gut, so liebenswürdig und hingebend. Alfred schwieg. Um die Qual kurz zu machen, zog er stark die Glocke, die scharf und mißtönend in dem gewölbten Thor wiederhallte. „Alfred!“ rief Emilie in diesem Augenblick, ihn am Arm ergreifend. Es ist mir unmöglich auszudrücken, was Alles in diesen beiden Sylben lag. Für den Ausdruck sind noch keine Accente erfunden.

Alfred schloß ihren Mund mit einem langen Kuß; der Portier regte sich schon in seinem Zimmer, demselben Zimmer, welches Emiliens Eltern bewohnt, woselbst sie ihre schuldlose Jugend verlebt hatte. Ihr Blick schwebte von den Fenstern der Portierswohnung nach ihrem eignen Gemach in der obersten Etage des Hauses, und von da zum Himmel. In diesem langsamen Blick ihrer thränenschweren braunen Augen lag mehr, als in einem langen Gespräch. Auf Alfred ruhte der Blick nicht, und doch hatte er in ihm gelesen; aber nichts in dieser Welt wird so verschieden gedeutet, wie ein Blick, denn wir lesen ihn durch

alle möglichen Brillen, durch die Brille des Gewissens, des Ehrgeizes, des Eigennutzes, der Klugheit, aber ach, so selten durch die Brille des Herzens. Darum mißverstand Alfred auch Emiliens Blick, und las Mißtrauen und Vorwürfe in demselben. Als Antwort darauf drückte er eine Börse in ihre Hand, die einen bedeutenden Theil seines Reisegeldes enthielt und sprach: „Du kannst es vielleicht nöthig haben, meine süße Emilie! Im Herbst sehn wir uns wieder, mein kleines Liebchen.“ —

Emilie hörte nur die letzten Worte; mechanisch hatte sie die Börse ergriffen, ohne zu wissen, was sie in ihrer Hand hielt, und ließ sie eben so mechanisch wieder fallen um mit vollem Bewußtsein Alfreds Hand an ihr Herz zu drücken. Was kümmerten sie alle Börsen der Welt! So fiel selbige denn unbeachtet zur Erde; das Knarren des sich öffnenden Thors übertäubte den schwachen Laut, den einige zusammengerollte Banknoten durch ihr Fallen erregen konnten, und ein Vorbeigehender hob am nächsten Morgen das Pflaster auf, womit Alfred Emiliens, und auch vielleicht sein eignes Gewissen hatte heilen wollen. —

— „Ach, es ist doch auch entsetzlich unglücklich, daß sie nicht festhalten kann, was man ihr grade in die Hand steckt. Nun hatte Alfred sie doch ganz honett behandelt,“ rief Ludwig.

Otto blickte auf, und entgegnete: „Nach geringen Kräften.“

„Ei, höre du, der größte Theil seiner Baarschaft, die zu einer Reise nach Westindien ausreichen sollte, muß doch immer ein ganz hübscher Schilling gewesen sein," antwortete Ludwig.

„Indessen fiel das Geld in andre Hände," sprach Otto, „und ich meines Theils freue mich darüber, denn es würde mir herzlich leid um die arme Emilie gethan haben, wenn sie die Demüthigung hätte ertragen sollen, mit Alfreds Börse in der Hand genau überzählen zu können, wieviel ihr an baarem Gelde für ein verlornes Leben geboten sei. Aber das ist nur meine geringe Meinung, und die Ansichten sind verschieden." —

— In der verwirrten Geschäftigkeit, die dem Antritt einer Reise vorausgeht, schwankte Alfred am nächsten Morgen zwischen den beiden Alternativen, Emilien noch einmal zu besuchen, oder an Bord zu gehen, ohne ihr Lebewohl zu sagen. Er hatte eine vollkommen klare Vorstellung von seiner Pflicht, indessen schob er die Erfüllung derselben von dem einen Augenblick zum andern auf, und erst als er Schritte auf der Treppe hörte, ergriff er seinen Hut, und rief: „Ich muß ihr Lebewohl sagen."

Gleichzeitig aber ging die Thür auf und einige seiner Freunde traten ein, um ihn an Bord zu begleiten. „Sollst du noch ausgehn?" fragte der Eine.

„Ja, eigentlich sollt' ich's," antwortete Alfred gedehnt; „aber es ist gleichwohl zu spät," fügte er seinen Hut weglegend schnell hinzu. „Nun kann nichts daraus

werden, und ich bleibe bei euch." — „Es ist doch fatal," brummte er vor sich hin (denn bei gewissen Gelegenheiten belügt der Mensch sich unverdrossen selbst) „es ist doch fatal, daß sie nicht wegbleiben konnten. Nun geht es gar nicht an, sie zu verlassen, es ist abscheulich ärgerlich." — Nach und nach kamen mehre seiner Bekannten.

Eine Stunde später ging Alfred an Bord, und seine Kameraden begleiteten ihn in einem Boot nach der jenseit der Hafenbatterie Drei-Kronen vor Anker liegenden Brigg. Sie scherzten über Trennung und Wiedersehn, und waren alle sehr aufgeräumt; einige hatten ihren gestrigen Rausch noch nicht ganz ausgeschlafen. Als die Brigg ihre Segel beisetzte und nördlich ging, ruderten die übrigen zurück, und sprachen unterweges von den Annehmlichkeiten und der Langenweile einer solchen Reise. Den Meisten that es leid Alfred zu verlieren, Carl Meier aber rief: „Pah! der Westindier! die Race ist und bleibt ein für allemal schlecht."

„Bei der Gelegenheit wird eine große Menge Mädchen zu Wittwen," sagte ein Anderer, ohne auf diese Bemerkung einzugehen. „Nun werden wir sehen, wie viele mit rothgeweinten Augen auf den Stuben liegen, wenn wir ins Hospital zurück kommen; nach meiner Rechnung beklagen wenigstens drei, oder vier seine, ach! all zu frühe Abreise."

„Laßt uns die armen Strohwittwen trösten," sagte ein Dritter; „es wäre wahrlich Sünde, sie weinen zu

lassen. Die Krampfmamsell läßt sich gewiß morgen ausschreiben; das sollt ihr sehen."

„Das wäre ein reeller Verlust, denn sie ist unstreitig die hübscheste."

So wurde das Gespräch fortgesetzt, bis sie bei der Zollbude ans Land stiegen.

Alfred segelte nach Westindien. In den ersten vierzehn Tagen dachte er oft mit Wehmuth an Emilie, aber eine Reise ist ein Arcanum, besonders gegen dergleichen Gemüthsanfechtungen, und Alfred war geheilt, ehe die Brigg noch bei Saint=Croix ankerte. Bisweilen fühlte er sich gedrungen, ihr versprochenermaßen zu schreiben, wenn er aber eben anfangen wollte, kam ihm immer etwas dazwischen, und was man lange aufschiebt, führt man meistens nie aus. Gleichwohl wollte er sich selbst nicht eingestehen, daß er Emilie vergessen habe, — denn er war ja doch mit ihr verlobt. —

— „Hospitalsverlobt, wohl zu merken," fiel Ludwig schnell ein, als hätte er in diesem Wort eine Entschuldigung für Alfred suchen wollen.

Otto schüttelte leise den Kopf und entgegnete: „Er konnte nicht leugnen, daß er ernstlicher verpflichtet sei, als dies Wort bezeichnet. Da gedachte er der Börse, welche er ihr beim Abschied in die Hand gedrückt hatte, und zuletzt — dachte er gar nichts mehr. Hört man aber erst auf an die Liebe zu denken, so ist sie hingestorben für ewig. — Für ewig? — Nichts ist ewig! — Ja, eine

hingestorbene Liebe. Alles kann sich verändern, die widerstreitendsten Gefühle können sich ablösen, Haß kann Freundschaft, Verschwendung Geiz, Muth Feigheit werden, aber eine abgestorbene Liebe ersteht nimmermehr aus ihrem Grabe; sie gehört zu einer antediluvianischen Periode der Seele, eine neue Welt erblüht nach und nach über der verschütteten, aber die selbe erscheint nie mehr. Bringt auch eine Umwälzung in ferner Zeit einst ein Denkmal jener früheren Periode wieder an das Tageslicht, so erblickt man nur eine kaum erkennbare Versteinerung.

Und Emilie? Sie dachte nur an Alfred. Der Herbst kam, aber Alfred nicht, und auch keine Nachricht von ihm; gleichwohl stand ihr Glaube fest, und täglich erwartete sie, daß der kommende Augenblick bringen würde, was der vorige versagt hatte. Der Winter kam und verlief; Emilie verlor ihren Dienst in der gräflichen Familie, und zog zu ihrer Muhme, die sie freundlich aufnahm, als die ganze Welt sie verstieß, weil die Tante ihre Leichtgläubigkeit theilte. Selbst zwei Jahre nachher, als der kleine Alfred, seines Vaters unverkennbares Bild, seinen ersten Zahn bekam, und Emilie von dem großen Alfred immer noch nichts gehört hatte, zweifelte sie doch noch keinen Augenblick an seiner Treue, denn sie hatte ja seinen Ring mit dem kleinen blauen Stein, sie liebte ihn ja so innig, und war ihm so treu wie Gold; und wenn sie weinte, was denn fast stets geschah, dann flossen ihre Thränen

um den Geliebten, den sie für todt halten mußte, dessen Treulosigkeit sie sich aber nicht einmal denken konnte. —

— „Nein, hör', nun wirst du auf Ehre ungereimt; das wirst du mir nimmer einbilden."

„Nein, lieber Ludwig, es ist nicht ungereimt, es ist nur natürlich, denn in mehr als einer Beziehung gilt der Satz, daß die Verirrungen der Frauen fast immer aus einem, ihrem Geschlecht angebornen Glauben an Tugend und Wahrheit hervorgehen. Wir bestreben uns denn freilich redlich, ihnen denselben zu nehmen."

„Laß uns die Zeit nicht mit einem Streit hierüber verderben," entgegnete Ludwig. „Lies nur weiter; ich werde dich ferner nicht unterbrechen."

— In jenen Tagen starb Emiliens Tante, und sie suchte als letzte Zuflucht das Haus ihrer Eltern auf, deren Stellung keinesweges besser geworden war, denn auch bei ihnen hatte die Zeit ihr Recht geübt. Armuth und Fehler werden fast stets von Unglücksfällen begleitet, und das bestätigte sich auch hier. Emiliens Vater fiel, als er mit dem kleinen Alfred spielen wollte, und brach das Bein. Eine langwierige und kostspielige Kur gab ihm seine vorigen Kräfte nicht wieder, und mit der abnehmenden Arbeit nahm die Armuth der Familie zu. Tag und Nacht saß Emilie freilich mit Handarbeit beschäftigt, ihre Gesundheit wich, ihre Augen erloschen, ihre Wangen fielen ein, aber gleichwohl vermochte sie nicht, der gefürchteten Gottheit Penia den Eintritt über ihre Schwelle zu wehren. Auch

der kleine Alfred ward krank, und in dem früh gereiften Blick, der solchen Kindern oft eigen ist, las Emilie ihre Verdammung. Jede Spur früheren Wohlstandes war vor längst verschwunden, Alles, was unter den jetzigen Umständen als Luxus betrachtet werden konnte, obgleich es vorher für eine Nothwendigkeit gehalten worden, hatte schon den Zauber jener Kraft gefühlt, die Hüte, Shawls und Kleidungsstücke in Brod verwandelt. Die ehemalige, blühende Emilie in dem zierlichen Musselinkleide hatte mit der jetzigen, bleichen Emilie im Kittel von gestreifter Leinwand nur zwei Dinge gemein: den Ring mit den Farben der Treue und das treue unwandelbare, liebende Herz. Die Nemesis hatte alles Andere verschlungen, alles Andere.

So sieht die nackte Wirklichkeit aus! — —

Im Frühling des Jahres 1807 kehrte Alfred nach Kopenhagen zurück, aber statt des weggereisten Volontairs stieg bei der Zollbude ein junger Mann ans Land, dessen Gouvernementspaß „Doctor King mit Frau und Domestiken" lautete. Alle leben in der Zeit aber nicht Alle blühen in der Zeit, der eine schreitet vor, der Andre rückwärts, Unglück verfolgt den Einen, Glück drängt sich dem Andern auf. Im nördlichen Theil der Stadt war für den zurückkehrenden Nabob, welcher den Sommer in Kopenhagen zubringen wollte, um seine und seiner Frau Gesundheit zu stärken, eine Etage schon im Voraus gemiethet worden, und Herr Kings Commissionair hatte sie mit all jener Pracht ausstatten lassen, die ein westindischer

Gentleman für eben so nothwendig hält, wie ein Bettler das tägliche Brot. Der Portier, welcher den Domestiken bei Abladung der eleganten Koffer und sonstigen fremdartigen Sachen behülflich gewesen war, wußte die feinen und zierlichen Geräthe, welche die Reisenden mit sich führten, nicht genug zu rühmen; sie selbst aber glichen nach seiner Meinung insgesammt „Heiden und Komödianten."

Allerdings war diese Familie etwas gefärbt, namentlich im Vergleich mit den flachshaarigen, gelbsüchtigen Kindern des Kellerbewohners und seiner Frau. Die verfloßnen drei Jahre hatten Alfreds bräunlichen Teint noch mehr nachgedunkelt; seine Frau stammte aus gemischtem Blut, aber ihr beinahe castilianisches Äußeres, ihre kohlschwarzen Augen und ihr glänzendes Haar verriethen dies Geheimniß nicht, so lange sie Handschuhe trug, und das that sie fast immer. Geschah dies um den kleinen fast unmerklichen Halbmond zu verdecken, den jeder Mensch an jedem seiner zehn Finger an der Wurzel des Nagels trägt, und dessen Farbe die zuletzt verschwindende Spur afrikanischer Herkunft zeigt? Ich weiß es nicht; gewiß aber trug die Frau Doctorin King beständig weiße Glacéhandschuhe, und nicht einmal ihre Kammermädchen hatten sie ohne dieselben gesehen. Im Jahr 1807 herrschten noch manche, jetzt zum Theil entschwundene Vorurtheile, und jetzt können, so viel ich weiß, Westindier getrost herüber kommen, ohne fürchten zu müssen, daß man ihnen allzu genau auf die Finger sehe.

Die Dienerschaft bestand aus zwei Mädchen und zwei Bedienten, alle Vier so schwarz wie Ebenholz, alle Vier so englisch, daß sie mit vereinten Kräften keine zehn dänische Worte zusammenbringen konnten, und daher galt der westindische Doctor in der ganzen Nachbarschaft für einen „ungeheuer vornehmen Mann."

Wenigstens war er ein sehr reicher Mann, und seine Frau hatte ihm ein Vermögen mitgebracht, das ihren Geschmack für weiße Glacéhandschuhe wohl rechtfertigen konnte. Alfred kannte keinen seiner alten Kameraden wieder, und begegnete er in der Breiten-Straße einem seiner früheren Nebenbuhler auf den Krankenstuben, so stand die Sonne gewiß immer unvortheilhaft; die Beleuchtung war nie so, daß er denjenigen hätte wieder erkennen können, der in den verflossenen drei Jahren seine Studien vollendet, einen Platz auf dem Hospital als Candidat erhalten und jetzt seinem bescheidenen, aber mühseligen Beruf vielleicht in demselben Rock nachlebte, in welchem er Alfred an Bord der Brigg begleitet hatte. Der reiche Mann blinzelte mit den Augen, begriff nicht gleich, wer ihn denn grüße, und setzte seinen Weg mit einer Entschuldigung gegen seine Frau fort, deren Parasol er derangirt hatte, als er seinen breitrandigen Hut lüftete. Der Candidat sah ihm nach, und bewunderte der Frau Doctorin prachtvolle ausländische Tracht, den schwarzen Livrébedienten mit der leichten seidenen Mantille über dem Arm, die schwarze Wärterin mit buntfarbigem Turban, welche

auf ihren schwarzen Armen ein kleines Kind in weißen Kleidern trug, die mit der schwarzen Einfassung, welche das zarte Geschöpf wie ein Rahmen umschloß, um so mehr contrastirten, je blendender sie waren, konnte aber nicht fassen, wie es zuginge, daß Alfred King ihn nicht wieder erkannt habe; war er ja doch sogar bis auf den Schnitt seiner Kleidung in den verflossenen drei Jahren ganz unverändert geblieben, und hatte er nicht in ihm so oft einen warmen Vertheidiger gefunden, wenn die Andern die „westindische Natur" angriffen?

Das Kind war der niedlichste kleine Knabe, den man sehen konnte; die zierlichen feinen Spitzen und die seidenen Strümpfchen, womit er so coquet herausstaffirt war, schienen ganz überflüssig, und trugen zu seiner Schönheit nichts bei, denn der Knabe war eben am schönsten, wenn all dieser Prunk zur Seite glitt und seine holden weichen Formen sich zeigten. Er war erst kurz vor der Abreise seiner Eltern von Westindien geboren worden, und trug noch alle möglichen Namen, denn jeder durfte ihn noch nennen, wie es am zärtlichsten in den Ohren des Zärtlichen klang. Das Kind sollte getauft werden, sobald Doctor King sich nur so viel in Kopenhagen umgesehen hatte, als zur Herbeischaffung der erforderlichen Anzahl „anständiger" Gevattern nothwendig war, das heißt solcher Gevattern, die zu seiner Zeit dem Kinde eine Carriere eröffnen, und en attendant den Vater protegiren konnten. Der Taufact sollte zugleich Doctor Kings Introduction

sein, und ihn in der Gesellschaft auf den Fuß stellen, auf welchem er zu stehen wünschte. Der kleine Knabe legte eine ausgemachte Vorliebe für die schwarze Farbe an den Tag; mit den Dienstboten seiner Eltern konnte er recht zärtlich kosen, und ließ sich von ihnen viel lieber tragen als von Weißen. Der Portier, ein Beobachter ohne es zu wissen, hatte herausgebracht, dies käme daher, daß seine Eltern sich nur bei festlichen Gelegenheiten in Gegenwart von Fremden mit dem Knaben abgäben, ihn sonst aber den „kohlrabenschwarzen Teufeln" überließen; wären diese nur weiß gewesen, so hätte der gute Mann nichts dawider zu erinnern gefunden, denn nach seiner Meinung mußten „so vornehme Leute doch wenigstens so viel vor Armen voraus haben, daß sie sich mit Kindergeplärr nicht zu plagen brauchten." Besonders hatte die schwarze Marget, eine ältliche Negerin, die verachteten Mutterpflichten der Frau Doctorin übernommen; sie lebte und athmete nur für das kleine Wesen, und bei ihr ruhte der Knabe gewiß in liebevolleren Händen als bei seiner Frau Mutter, die aus Toilettengründen ihr Kind nimmer selbst säugte, sondern es durch Marget mit einer Flasche versorgen ließ.

Endlich kam der Tag, welcher dem Knaben einen Namen geben sollte. In der ganzen Straße war ein gewaltiges Treiben: glänzende Kutschen fuhren ohne Ende hin und her, denn nach der Kindtaufe war Déjeuner dinatoire bei Doctor King. Der Knabe erhielt die sechs

Namen des Kronprinzen, des Gouverneurs der westindischen Besitzungen, des Finanzministers, des Generals **, des Admirals ** und des Chefs eines der größten damaligen Handelshäuser in Kopenhagen, deren jeder einzelne so gut war, als eine Lebensassurance, und Doctor King war überzeugt, daß er wie ein guter Vater für die Zukunft seines Sohnes, zu Wasser und zu Lande, in Krieg und Frieden, gesorgt habe. Mit Ausnahme des Kronprinzen standen die Übrigen alle in eigner hoher Person Gevatter, und der große Tisch war mit einem Kranz von Uniformen, Sternen und Bändern und von so vornehmen Leuten umgeben, daß Marget in ihrer Einfalt fest überzeugt war, der Kronprinz, bei dessen Namen das Kind überdies genannt werden sollte, sei persönlich in der glänzenden Versammlung zugegen. Das Frühstück war sehr prächtig, dauerte lange, bot Alles, was der feinste Kenner nur wünschen konnte, und man trank daher die Gesundheit des Wirths, der Frau Wirthin und des jungen Stammhalters mit besonderem Enthusiasmus. Marget mußte ihn hereinbringen, denn jeder der vornehmen Gäste wollte durchaus höchst eigenhändig seine kleine weiche Hand drücken; man wahrsagte ihm eine Zukunft, die Alfreds Vaterherz hochschlagen ließ, und selbst die Frau Doctorin betrachtete den künftigen Regierungsrath mit strahlenden Augen; die treue Marget aber wurde über Alles dieses so gerührt, daß helle Thränen über ihre schwarzen Wangen rollten.

Mitten in diesem glücklichen Augenblick trat der schwarze John zu seinem Herrn hin, und raunte ihm einige Worte ins Ohr, die Alfred mit einem Kopfschütteln beantwortete. John bückte sich noch einmal, aber der Doctor wollte ihn nicht hören, und antwortete halblaut: „Morgen, ein ander Mal!" — John ging, kam aber gleich zurück, und brachte offenbar mit Ängstlichkeit seinem Herrn eine Botschaft. Alfred hatte eben auf das Glück des künftigen Regierungsraths angestoßen und sich wieder niedergesetzt. John wiederholte seine Meldung und fügte furchtsam hinzu: „Herr, Kind sein krank, arg krank."

Alfred wandte sich nach ihm um, um ihn zum zweiten Mal kurz abzufertigen, aber ein Blick auf den kleinen Friederich stimmte seinen Sinn milder, und er raunte John einige Worte zu, welche der Mohr mit offenbarer Zufriedenheit hörte; wenigstens verzogen seine Mienen sich zu einem gutmüthigen Grinsen.

Diese kleine Episode wurde von keinem der Anwesenden bemerkt, und als Alfred sich eine Stunde später halb wirr im Kopf vom Tisch erhob, um seinen Gästen Lebewohl zu sagen, hatte er dieselbe sogar vergessen. Ziemlich lange währte es, bevor alle Fremden den Saal verlassen hatten, und als Alfred, wohlgemuth ein Lied summend, sich nach seinem sogenannten Studirzimmer begab, woselbst alle möglichen Apparate des Luxus und der Gemächlichkeit mehr zu einer ruhigen Siesta, als zu

einem anstrengenden Studium einluden, war es schon fast dunkel. Die Kranke, welcher John Erlaubniß verschafft hatte bis nach Beendigung der Tafel zu warten, war so ganz aus seinem Gedächtniß entschwunden, daß er beinah erschrocken aus dem bequemen Sopha, worauf er sich geworfen, auffuhr, als eine Gestalt sich von dem Stuhl neben der Thür erhob, und vor ihn hintrat. Der Fußteppich machte ihre Schritte unhörbar, und die dicken, die Fenster beinahe ganz verhüllenden Gardinen hinderten ihn ihre Umrisse zu erkennen. Ein lautes Schluchzen überzeugte ihn, daß ein Frauenzimmer vor ihm stehe. Verdrießlich erhob sich Alfred mit den Worten: „Ach, es ist wahr, ich hatte vergessen . . . . setzen Sie sich; gleich wird Licht kommen. Mit wem habe ich das Vergnügen zu sprechen?“

Die Angeredete antwortete nicht, aber deutlich konnte man das Arbeiten ihrer Brust vernehmen. Alfred schwieg einen Augenblick, und fuhr dann gleichgültig fort: „Haben Sie die Güte sich zu setzen, und suchen Sie wenigstens so viel Fassung zu gewinnen, daß Sie meine Fragen beantworten können.“ — „Man hat auch keinen Augenblick Ruhe,“ fügte er leise hinzu.

Mit einer Anstrengung, die sich auf ein einziges Wort concentrirte, welches daher aber auch eine ganz eigne Betonung erhielt, rief die Fremde seinen Namen: „Alfred!“ — Schon früher einmal, in einem bedeutungsvollen Augenblick, hatte er dasselbe Wort von denselben Lippen auf

dieselbe Weise aussprechen hören, — und nun wieder! Drei Jahre waren plötzlich verschwunden, die Vergangenheit war durch diese Stimme hervorgezaubert, — aber die erstorbenen Gefühle erwachten nicht zu neuem Leben. Mit einer Verlegenheit, welche das Dunkel und Emiliens eigne Bewegung ihr noch verbargen, rief Alfred aus: „Ach! — ich glaube — Emilie! — Ja, die kleine Emilie Fogt! — Hm! — Es ist lange, seit wir uns sahen — es ist drei Jahre her."

„Drei lange, lange Jahre," antwortete Emilie so laut schluchzend, daß die Thränen fast ihre Stimme erstickten. „O, Alfred! wie habe ich mich nach dir gesehnt! Viel habe ich in dieser entsetzlichen Zeit ausgestanden, aber meine Liebe zu dir hat mich gestärkt Alles zu ertragen, und jetzt — jetzt ist Alles vergessen."

Emilie stand noch auf derselben Stelle; Alfred trat ihr einen Schritt näher; der Laut ihrer klangvollen Stimme hatte in seinem Herzen eine Saite berührt, die in matten Schwingungen erbebte. Mitleidig ergriff er ihre Hand, und drückte sie mit dem leisen Ausruf: „Arme kleine Emilie!" — In diesem Augenblick lag eine Reminiscenz an frühere Tage in seiner Stimme, und ein liebendes Herz bedarf nur wenig, um sich Illusionen zu schaffen. Emilie hatte erst an diesem Tage durch einen Zufall Kunde von Alfreds Rückkehr erhalten, und nach keiner genaueren Kenntniß seiner Verhältnisse gestrebt. Daß er zurückgekehrt sei, war Alles, was sie zu wissen brauchte, genug

für sie und für ihr Kind. Der mitleidige John, mit dem sie nicht reden konnte, hatte sie in ein prachtvolles Zimmer geführt, aber Alfreds Zimmer konnte das ja nicht sein, denn ihn dachte sie sich noch stets als den weggereisten Volontair vom Friederichs-Hospital, und überhaupt stellte sie in den Stunden, in welchen sie ihren Geliebten erwartete, nicht viele Betrachtungen über ihre eigne, oder Alfreds Lage an. Sie brachte die Zeit in einem ununterbrochenen Traume zu. Er mußte gestern, oder ehestens vorgestern gekommen sein; er hatte sie überall gesucht, aber nicht erfragen können; er war ihr eben so treu als sie ihm, — das konnte ja gar nicht anders sein. Wechselsweis küßte sie den kleinen Alfred und ihren lieben Ring, und als das Kind in dem großen Lehnstuhl in Schlaf fiel, kniete sie neben demselben hin, und dankte Gott von Herzen, daß er endlich ihre Bitten erhört, und den Geliebten über das ungeheure Meer in ihre treuen Arme zurückgeführt hätte.

„Arme kleine Emilie!" wiederholte Alfred mechanisch.

„Ach, ich wußte es," fuhr Emilie mit der Beredsamkeit fort, die den Frauen eigen ist, wenn die lange verschlossenen Tiefen ihres Herzens endlich geöffnet werden, — „ich wußte es sicher und ganz gewiß, daß du mich nicht vergessen hättest; ich trug ja beständig deinen Ring, und auch keinen Augenblick ist er von meinem Finger gekommen; aber ich fürchtete du seist todt, und wenn ich daran dachte erbebte mein Innerstes, und dann

wäre ich fast gestorben mit dir. Auch keine einzige Zeile hab' ich von dir in all den drei langen, unsäglich langen Jahren erhalten, aber geschrieben hast du mir, das weiß ich recht gut; die Briefe sind nur verloren gegangen auf dem unendlichen Wege. Nicht wahr, Alfred, nun reisest du nicht mehr weg von mir? O, reistest du wieder weg, dann, glaub' ich, würde ich die Trennung nicht überleben, denn ich bin nicht mehr so stark wie früher; bisweilen bin ich so matt, so schwach, daß ich mich kaum durchs Zimmer schleppen kann — aber nun will ich nicht mehr daran denken, nun ist ja Alles gut, da ich dich wieder habe."

Sie wankte bei diesen letzten Worten, und lehnte sich auf Alfreds Schulter. Ohne sich der Lage bewußt zu sein, in die das Zusammentreffen mit Emilien ihn nothwendig führen mußte, schlang er seinen Arm um sie, leitete sie nach dem Sopha, und zog sie neben sich nieder. Emilie ergriff seine Hände, küßte sie, und war vor Freuden außer sich. Die Zukunft trat auch für Alfred auf einen Augenblick in den Hintergrund zurück, und einen Moment war er wieder der leichtsinnige Volontair; das Gefühl, daß er jene innige Zufriedenheit, welche er in verflossenen Tagen in Emiliens Umgang genossen, nie wieder im Umgang mit irgend einem Frauenzimmer empfunden habe, drängte sich ihm gewaltsam auf; er drückte sie an seine Brust, und zum ersten Mal seit ihrer Trennung fühlte er wieder die Bedeutung eines Kusses. Dieser glühende Kuß schmolz die Eisrinde, welche bisher sein Herz

umschlossen hatte zum Theil, und mit mehr Wärme als früher sprach er: „Du bist ja noch ganz dieselbe Emilie wie damals auf dem Hospital, hinter dem grünen Schirmbrett. Erinnerst du dich wohl jener Zeit?"

Diese Rückerinnerung einer glücklichen, noch schuldlosen Vergangenheit, die, ach, schon so lange verschwunden war, und mit dem jetzigen Augenblick so wenig gemein hatte, gab Emilien eine deutliche Vorstellung von ihrer nunmehrigen Lage. Sie ließ Alfreds Hand fahren, und rief mit einem unbeschreiblich kummervollen Ausdruck: „Ach, nein, ich bin sehr verändert; du wirst mich kaum wieder kennen. Damals war ich jung und hübsch — aber jetzt ..... Ich habe deinetwegen viel erduldet, Alfred, — das einzige Unveränderte an mir ist meine Liebe zu dir."

Der Vorwurf in diesen unfreiwillig ausgesprochenen Worten und der kummervolle Ton, der sie begleitete, verwundeten Alfreds Eigenliebe, und in dem „Hm," womit er halb beleidigt Emiliens Klagen beantwortete, lag schon eine bedeutende Kälte. Da hörte man Schritte im Nebenzimmer, und Alfred hatte eben noch Zeit genug vom Sopha aufzuspringen, bevor John mit Licht kam und eine Scene entschleierte, welche bisher ohne Antheil der Augen gespielt worden war, deshalb aber auch jetzt nur um so greller hervortrat.

Emilie saß bleich und hohlwangig im Sopha; die braunen Locken, welche vorher über gerundete Wangen

hinabrollten, waren jetzt unter eine sehr einfache Haube zur Seite gestrichen, die nicht einmal die hohlen Schläfe bedeckte. Ein verblichenes Tuch verheimlichte nur zum Theil, daß ihr gestreiftes leinenes Kleid sehr weit um sie hänge, und die Sorgfalt, womit selbiges am Halse mit einer Nadel zusammengeheftet war, verrieth, daß es einen wesentlichen Theil ihrer Kleidung bilde, und keinen Faltenwurf vertrage. Es mußte vielleicht Shawl, Kragen und Handschuhe zugleich vertreten; — und das Sopha, auf dem sie saß, war bezogen mit prächtigem Damast, über ihm bildete ein Vorhang in reichen Falten eine Art Thronhimmel. — Die Armuth auf dem Prunksessel des Überflusses! — In dem großen gestickten Lehnstuhl schlummerte ein kleines Kind, dessen Dasein Alfred jetzt erst erfuhr. Augenscheinlich hatte die Mutter auf jedes entbehrliche Kleidungsstück verzichtet, um ihren kleinen Abgott damit zu schmücken, und dessen ungeachtet war der kleine Knabe nur äußerst dürftig gekleidet. Bleich und mager war sein Antlitz, schwarzblaue Kreise unter den Augen zeigten deutlich, daß alle Kinderkrankheiten, welche die Armuth begleiten, auch hier ihr Opfer gefunden hätten, und nur ein liebendes Mutterherz konnte das kleine Todtengerippe mit Entzücken betrachten.

Mitten zwischen diesen beiden Wesen stand der junge, reiche Alfred in eleganter Tracht nach dem neusten Schnitt. Ein großer Spiegel zeigte ihm sein eignes Bild, und ein einziger Blick auf Emilien hatte ihn überzeugt, daß für

die Zukunft durchaus kein Verhältniß mehr zwischen ihnen bestehen könne. John stellte die Lichter auf das Marmorconsole unter dem Spiegel, betrachtete Emilien und das schlafende Kind mitleidig, zuckte die Achseln und sprach, als er die Thür wiederum hinter sich geschlossen hatte: „Arme Frau sein dürftig! Arm Kind schwer krank; Doctor soll helfen.“ Selbst der Mohr war gerührt beim Anblick dieses augenscheinlichen Elendes.

Alfred ging einige Mal mit den Händen auf dem Rücken durchs Zimmer, und stand dann vor dem Spiegel still, in welchem er Emilien betrachten konnte, die das Gesicht mit den Händen bedeckte und weinte. Hätte sein Ring mit dem kleinen hellblauen Stein nicht als unverwerflicher Zeuge an ihrem magern Finger gehangen, so würde er sie kaum wiedererkannt haben. So bedeckte sie auch in jener Nacht mit ihren Händen das Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen, als er sie durch seine Küsse zwang diesen Schirm der hübschen, gerundeten Züge wegzuziehen; eben diese Hände hatte er damals geküßt, eben diese, damals zarten Fingern zwischen den seinigen gehalten, als er ihr das Pfand der Treue an den Finger steckte, wo es noch saß, von wo es nie gewichen war, — und jetzt! — Drei Jahr nachher — nur drei Jahr — schon drei Jahr — und dies Kind! Vor seiner Abreise hatte er ihr ja eine recht bedeutende Summe gegeben — fast zwei Drittel seines Reisegeldes. — Was wollte sie denn eigentlich? — Verlobt? — Pah! im Hospital —

Sie wußte ja eben so gut als er, wie viel das zu bedeuten habe. Überhaupt, mochte Allem nun sein, wie ihm wollte, jetzt war er ja verheirathet, und das entschied die Sache. Die ganze Stadt wußte es ja, folglich Emilie auch — und ihm gleichwohl die Thür einzurennen — — um im Trüben zu fischen — Speculation auf alte Liebe — dazu ist sie nicht hübsch genug — von ihr ist ja Nichts mehr übrig als die Stimme — warum hat sie nicht für ihre Conservation gesorgt? — Solch eine Liaison ohne Schönheit — und voll von Sentimentalität — nein, Gott bewahr mich!

Und nun war Alfred mit sich selbst darüber einig geworden, daß er suchen müsse Emilien los zu werden, und zwar je eher je lieber.

Er wandte sich um — sie saß noch in derselben Stellung. Mit einem Achselzucken welches genugsam andeutete, mit wie großem Widerwillen er diese Sache in Richtigkeit brächte, trat er vor sie hin, und sprach: „Emilie, kleine Emilie, sein Sie vernünftig! Trocknen Sie ihre Thränen, und finden Sie sich in die Nothwendigkeit. — Glauben Sie mir, es thut mir leid zu sehen — zu hören, daß Sie so viel erduldet haben, aber die Zeit ist ja nun vorbei. — Sagen Sie mir, wo Sie wohnen, so sollen Sie mehr von mir hören."

Aber Emilie zog noch immer nicht die Hände vom Gesicht; sie lehnte den Kopf auf eins der weichen seidenen Kissen, und stromweise flossen ihre Thränen. Sie hörte

nicht, was er sprach; ihre Thränen waren eine Folge ihrer Schwäche, und flossen um ihre verlorne Schönheit, denn Alfreds Blick hatte ihr gleich gesagt, wie verändert er sie fände. Alfred blickte ungeduldig nach der Uhr, — einer eleganten Tafeluhr von Bronce, mit einem Amor, der mit verbundenen Augen einen Schmetterling verfolgt. Schon eine halbe Stunde hatte er an diese fruchtlosen Verhandlungen vergeudet. Mit einem Blick auf den blinden Gott, der die Sterblichen in so unsägliche Verwickelungen führt, mit einem andern auf Emilie, einem Blick, der vergebens eine Spur jener entschwundenen Reize suchte, die ihn vor drei Jahren bezaubert hatten, setzte er sich neben sie, und nahm ihre Hand. Nach und nach verschwand die Verlegenheit, mit welcher er das Gespräch begonnen hatte, und er sprach zuletzt mit einer Beredsamkeit, um die mancher Advocat ihn hätte beneiden mögen. Er wollte für sie sorgen, ihr monatlich ein Gewisses geben, ihr zur Erlangung einer guten Condition behülflich sein, ihr ein Privilegium zu irgend einem Kramhandel verschaffen, wenn sie nur darüber einig werden könnte, womit sie handeln wollte; ja, er erbot sich sogar ein kleines Capital in ihrem Betriebe anzulegen. Lange floß der Strom seiner Rede ungestört, denn Emilie regte sich nicht; nur ein Mal hatte sie den Kopf erhoben, und ihn angeblickt mit einem flüchtigen, scheuen, halb verwirrten Blick, als hätte sie seine Worte nicht verstanden, und Alfred wiederholte daher seine Anerbietungen mit größerer Deut-

lichkeit, aber gleich war sie wieder in ihre vorige Stellung zurückgesunken. Emilie hatte ihn wirklich nicht verstanden, sie verstand ihn erst als er ihr auseinandersetzte, daß es ihm unmöglich sei, sie hier öfter zu sehn, weil seine Frau dergleichen Zusammenkünfte sonderbar finden müßte — weil solches sich für einen verheiratheten Mann nicht paßte.

„Verheirathet?“ — fragte Emilie plötzlich, ihren Kopf vom Kissen erhebend. Ihre Thränen waren versiegt. „Verheirathet? Wer denn? Wo bin ich denn?“

„Bei mir; das wissen Sie ja, Emilie. Bei einem alten Freunde, der für Sie sorgen will; aber es giebt Verhältnisse in der Welt, — es giebt Verhältnisse — welche — wenn man verheirathet ist — so“ — Alfred stockte, und ein Blick auf Emiliens Augen zwangen ihn die seinigen zu senken.

„Verheirathet!“ wiederholte sie langsam, „wenn man verheirathet ist!“ — Sie legte die Hand mit dem Ring auf die Stirn, griff mit der andern Hand nach dem Finger, als wollte sie sich überzeugen, ob der Ring noch da sei, und sank auf das Sopha hin. Ehe sie indessen noch die Kissen ganz erreicht hatte, erhob sie sich wieder mit Kraft und rief aus: „O Gott, sei doch barmherzig, und sage mir, wer ist verheirathet?“

Alfred schwankte einen Augenblick; die Marmorblässe, welche ihre Wangen überzogen hatte, schreckte ihn, und er sann, wie er ihr etwas schonend verdeutlichen könne,

was sie so ungern glauben wollte, und was er schon so schonungslos ausgesprochen hatte; da er aber eben im Nebenzimmer wiederum Jemanden hörte, glaubte er, es sei besser die Sache rasch abzumachen, damit er sie nur desto eher los werde, sammelte daher seinen ganzen Muth und sprach: „Sie wissen ja sehr gut daß ich verheirathet bin; die ganze Stadt weiß es ja. Zeigen Sie sich jetzt als ein vernünftiges Mädchen, liebe Emilie; wir müssen uns alle in die Nothwendigkeit schicken. Es ist mir sehr unangenehm, Sie so betrübt zu sehn; ein ander Mal werden Sie sich besser schriftlich an mich wenden. Lassen Sie mich bald mehr von Ihnen hören; Sie sollen auch von mir hören, — nächstens, — morgen, ja ganz bestimmt morgen."

Marget brachte den kleinen Friederich hinein, damit er seinem Papa gute Nacht sage. Emilie erhob sich rasch, und stand vor Marget, welche sie mit halb erschrockenen Blicken maß, und nicht recht wußte, ob sie die plötzliche Bewegung für einen Angriff auf ihren kleinen Pflegling halten sollte. „Verheirathet," rief Emilie noch einmal aus, und blickte die Wärterin und das Kind mit so stierem Blick an, daß die Mohrin zur Vertheidigung die Hand ballte. Marget verstand das Wort nicht, aber der Ton, womit es ausgestoßen wurde, glich einem Kriegsgeschrei, und eine drohende Reihe schneeweißer Zähne wurde sichtbar in dem kohlschwarzen Gesicht. Alfred schwieg, Marget wagte kein Auge von Emilien wegzuwenden, um

nach ihrem Herrn zu blicken, und so verrann eine ängstliche Minute. Emilie trat einen Schritt zurück, ihr Auge fiel auf ihr eignes schlummerndes Kind, und der Starrkrampf, welcher bisher ihren Körper aufrecht gehalten hatte, schwand augenblicklich dahin; ermattet stützte sie sich auf eine Stuhllehne, ihr Kopf sank auf die Brust, und noch einmal, mit matter, klagender Stimme, aber ohne Thränen, wiederholte sie jenes Wort, welches für ihr Dasein ein mordendes Gift geworden war. „Und mein Kind hat keinen Vater," fügte sie dumpf hinzu, mehr als lauten Gedanken, denn als ausgesprochene Worte. Alfred war bewegt; sein von Jugend auf leichtsinniges und schwelgerisches Leben hatte freilich seine Gefühle abgestumpft, seinen Glauben vernichtet, aber es giebt Saiten in jeder menschlichen Brust, deren Klang sich nie ganz unterdrücken läßt. Er trat zu ihr hin, und ergriff ihre Hand, um tröstende Worte zu reden, doch Emilie, gleich als ob diese Berührung ihr neue Kräfte gegeben hätte, raffte sich plötzlich zusammen, ergriff ihr schlafendes Kind mit beiden Händen, und stürzte mit einem gellenden Schrei aus dem Zimmer.

Wenn die Seele von überwältigenden Eindrücken ganz befangen ist, spüren wir bisweilen das Dasein eines Instincts, welcher schweigt, so lange edlere Kräfte im Stande sind, die Schritte des Menschen zu leiten. Vermöge dieses Instincts fand Emilie den rechten Ausweg, die rechte Treppe, und erreichte die Straße. Marget war

in den fernsten Winkel des Zimmers geflüchtet, und hatte sich daselbst in eine, zur Vertheidigung geeignete Stellung gesetzt; Alfred kam erst zur Besinnung, als er mit der Negerin allein war. Emiliens Schrei gellte noch in seinen Ohren, und erweckte ein schreckliches Echo in seinem Gewissen. Unentschlossen ging er einige Mal im Zimmer auf und ab, und erreichte erst dadurch so viel Fassung, daß er John rufen und ihm gebieten konnte, Emilien nachzugehen und ihre Wohnung von ihr zu erfragen, aber John war nicht zur Stelle, und bevor Alfred selbst Mantel und Hut ergriffen und die Straße erreicht hatte, war jede Spur verschwunden, und nur das Rauschen des Regens, der stromweis auf das Straßenpflaster stürzte, erreichte sein horchendes Ohr.

Alfreds Zusammentreffen mit Emilien ereignete sich am Schluß des Aprils, an einem jener Abende, wo ein wolkenbedeckter Himmel den im Kalender versprochenen Mondschein nicht zur Erde hinabläßt. Es war also pechdunkel, und man konnte die Hand vor den Augen nicht sehen. Dicke, schwarze Wolken verhüllten den ganzen Himmel, der Regen stürzte in Strömen herab, die Gossen waren angeschwollen wie Gießbäche, und der Wind sauste in den Bäumen bei der Frauenkirche — denn damals zierten noch Bäume und ein hoher Thurm die Frauenkirche. Der Wind wehte durchdringend und kalt, und Emilie hatte sorgfältig ihr Knäblein in den verblichenen Shawl gehüllt, denn Nichts vermag die zärtliche Sorge

einer Mutter zu vernichten. Das arme Kind war also gegen den herabstürzenden Regen beschirmt, Emilie aber war nur um so mehr entblößt, und das Wasser floß stromweis über ihren Hals und ihre Arme; doch sie merkte nicht, wie naß sie war, sie merkte nicht, daß es regnete und stürmte, sie sah nicht, daß der Himmel schwarz und die Straßen dunkel waren — sie war allein in der ganzen weiten Welt, ihr war die Welt gestorben, oder vielmehr, sie war der Welt gestorben. Alles Äußere berührte sie nicht mehr — sie hatte keine Sinne. Bis an diese Stunde hatte sie in einer einzigen Idee gelebt, in ihrem Vertrauen auf Alfred; ihr ganzes Leben, ihre ganze Liebe, ihr ganzes All hatte sich in diesem einzigen Gefühl concentrirt. Sie wurde vernichtet durch ein einziges Wort, und dieses einzige Wort war auch ein zermalmender Schlag für den feinen, zusammengesetzten Mechanismus, der uns in Stand setzt zu denken und zu handeln, und unser geistiges Dasein bedingt.

In Emiliens Seele war die innere Harmonie zerstört; ohne Bewußtsein blieb sie am Kirchhofe stehen, und lehnte ihre Stirn an das triefende Gitter; ohne Bewußtsein trugen ihre Füße sie durch die finstern, menschenleeren Straßen; sie wußte nicht wo sie war, sie dachte nicht daran irgendwo zu sein; der thierische Instinct allein führte sie in die Nähe ihrer Wohnung, aber sie erreichte selbige nicht. Die schwache physische Kraft überlebte nur eine kurze Zeit die Vernichtung der geistigen; sie schwankte

von der einen Seite der Straße nach der andern, der geringste Anstoß mußte ihren Fuß straucheln lassen, und ein solcher fand sich bald; sie stolperte, ihre Arme öffneten sich unfreiwillig, und leblos stürzte sie zu Boden.

Die ganze Nacht floß der Regen in Strömen, kein Mensch kam auf die Straße, jeder Nachtwächter hatte Schutz gesucht vor dem rasenden Wetter, und erst als die Morgensonne die Wolken zertheilte, gingen einige Tagelöhner durch die einsame, von Wasser überschwemmte Straße. Das dämmernde Licht war kaum hinreichend, um sie zwei Gegenstände erblicken zu lassen, die nicht weit von einander lagen. Der eine war ein Haufen Kehricht über den man leicht fallen konnte, der andere war nicht recht zu erkennen.

„Es ist ein Frauenzimmer," sprach der eine Arbeiter, nachdem er sich niedergebückt und untersucht hatte, was die zusammengesunkene Masse eigentlich sei.

„Laß' sie liegen und den Rausch ausschlafen," entgegnete sein Gefährte; „wie man sich bettet, so liegt man. Es mag wohl eine von den Mamsellen sein, die Nachts auf den Straßen herumstreichen."

„Gleichviel, es ist doch ein Mensch. Gott im Himmel bewahre uns! sie liegt auf einem kleinen Kinde; sie hat es vor dem Regen schützen wollen, und nun hat sie ihren Balg mausetodt gedrückt. Er ist steintodt."

Menschen, welche das Schicksal der Mutter nicht gerührt hatte, wurden bewegt von dem kläglichen Tode

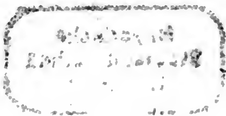
des Kindes. Sie hoben Emilien auf, riefen den Nachtwächter herbei, und beschlossen sie aufs Polizeiamt bringen zu lassen. Die Pfeife schrillte durch die öden Straßen, und die schwerfüßigen Herolde der Nacht versammelten sich, unter ihnen auch der Wächter aus der Straße, in welcher Emilie wohnte. Er kannte sie, und da er für ihre Ehrsamkeit bürgte, kehrte Mitleiden in diese gefühllosen Herzen zurück, und mit mehr Schonung als lange einem Menschen erzeigt worden war, den man Nachts auf offener Straße in so kläglicher Lage gefunden hatte, wurde Emilie nach ihrer Wohnung gebracht. —

Wenn man glauben wollte, daß Alfred keine Schritte gethan, um Emiliens Aufenthaltsort ausfindig zu machen, so würde man ihm Unrecht thun; im Gegentheil machte er verschiedene Versuche, da der Mensch aber meistens erfinderischer ist, wenn es die Erreichung schlechter, als guter Zwecke gilt, war er unglücklich in der Wahl seiner Mittel, und selbige führten zu keinem Resultat. Da nun die Zeit, die alle Wunden heilt und manche Reue vergessen macht, Tag für Tag diese Begebenheit in weitere Ferne zurückschob, dachte er endlich, was Manche (ich werde mich wohl hüten zu sagen, ob ich neun Zehntheil, oder ein Zehntheil meine), an seiner Stelle gedacht haben würden, nämlich: „Gott sei Dank, daß ich sie los bin — kann sie mich entbehren, so kann ich ihrer auch wohl entrathen.“ Aber dieser Gedanke kostete ihm doch jedesmal einen Seufzer, denn das Gewissen hat auch seine Stimme.

Unter den Dienstboten hatte dieser Besuch, „eben an dem Tage, wo das Kind getauft wurde," viel Sensation erregt. Marget unterließ nicht die verschwundene Fremde als eine entsetzliche Hexe zu beschreiben, welche gewiß gekommen sei, um Unglück über das Haus zu bringen. Sie hatte den kleinen Friederich mit glühenden Augen betrachtet, bei ihrem Verschwinden hatte das ganze Gebäude gebebt, und der Doctor hatte ganz bleich und verstört ausgesehen. Und sie hatte einen kleinen Wechselbalg mitgehabt, der anscheinend schlafend im Lehnstuhl lag, Marget aber hatte deutlich gesehen, wie er Funken aus seinen beiden rothen, glühenden Augen schoß. Die beiden Negerinnen steckten den Kopf zusammen, und zischelten mit bedeutungsvollen Mienen, und wer sie am nächsten Abend innerhalb der Vorhänge in Doctor Kings Kinderstube beobachtet hätte, würde sich über die geheimnißvolle Scene gewundert haben, welche dort Statt fand. Auf dem Tisch stand ein Licht mit langer Schnuppe welche deutlich zeigte, daß es lange nicht geputzt worden sei. Die beiden Negerinnen, die eine jung, die andre alt, saßen dicht neben einander, und starrten aufmerksam vor sich hin; die schwarzen Gesichter, deren Augen man nicht bemerkte, glichen mit ihren unbeweglichen Zügen zwei Masken; die braunrothen Lippen waren hoch empor gezogen, und die weißen Zähne verliehen ihnen einen drohenden Ausdruck. Auf dem Schooß der einen lag ein kleines Kind, dessen schneeweiße Wäsche über die eine Schulter, welche fast

eben so sehr schimmerte, wie die Leinwand, aufgekrämpelt war, und die schwarze Hand der Negerin ruhte darauf, wie eine Klaue. Ihre Hand und die Wäsche war mit Blut bespritzt, und Blut floß von der Schulter des Kindes. Obgleich selbiges eingeschlummert war verrieth ein schmerzlicher Zug und noch nicht ganz getrocknete Thränen an den Wimpern, daß es gelitten habe. Das Licht fiel am stärksten auf den buntfarbigen Kopfputz der Negerinnen; zunächst glichen sie einem Paar Zauberinnen, welche im Begriff stehen einen Zaubertrank aus dem Blut eines Neugebornen zu bereiten.

Marget brach zuerst das tiefe Schweigen, welches bisher im Zimmer geherrscht; nachdem sie mehrmals die Lippen ohne einen Laut hervorzubringen bewegt hatte, ertönten nach und nach schwache, murmelnde Gutturaltöne, und gingen demnächst in einen einförmigen träumerischen Gesang über. Marget legte beide Hände kreuzweis über die Stirn und ließ den Kopf auf die Brust hinabsinken, die andre Negerin ahmte ihre Bewegungen nach, und stimmte denselben, fast wie ein Grablied klingenden Gesang an. In dieser Ceremonie lag etwas Eigenthümliches, Wildes, welches sich nicht beschreiben läßt. Der Gesang dauerte ziemlich lange, und verhallte endlich in ein leises Murmeln; das Kind war indessen in Schlaf gefallen, und der schmerzliche Ausdruck seiner Züge hatte der lächelnden, feierlichen Ruhe Platz gemacht, welche gewöhnlich über die Gesichter schlummernder Kinder ausgebreitet ist. Die Ne-



gerinnen blieben mit geschlossenen Augen und verschränkten Armen fast eine halbe Stunde sitzen; ihre Lippen bewegten sich nicht mehr, und keine Miene veränderte sich in ihrem Gesicht. Ein Dieb an dem Licht war herabgefallen und schmelzte dasselbe, so daß die Flamme hoch lodernd in die Höhe stieg, aber dieser lebendige, flackernde Schein beleuchtete eine todte Gruppe, welche man für ein Grabmonument aus schwarzem und weißem Marmor hätte halten mögen.

Marget erhob zuerst das Haupt, und sprach: „Beß, die bösen Augen haben jetzt keine Macht mehr, der Geist wird sie tödten.“

Die Angeredete schlug ihre großen funkelnden Augen auf, durchspähte ängstlich das Zimmer ringsum, erhob sich dann vorsichtig, und stieß ein Fenster auf — eine Bewegung, bei welcher ihre hohe, schlanke Figur, ihre hübschen Arme und Füße sichtbar wurden. Marget hatte das Gesicht des Kindes mit einem blutigen Tuch bedeckt, auf welchem sich eine, durch herabträufelnde Blutstropfen absichtlich gebildete Figur in Form eines Kreuzes zeigte. Das Fenster blieb einige Minuten offen, während welcher die beiden Negerinnen mit der Hand das Antlitz bedeckten, um den Geist nicht zu sehen, welcher die „bösen Augen“ vernichten sollte. Der mondhelle, ruhige Himmel stand im auffallenden Gegensatz gegen das dunkle, nur von dem fast erloschenen Licht erleuchtete Zimmer. Als Betsy das Fenster mit derselben Vorsicht wieder geschlossen hatte,

nahm Marget das Tuch, und gab ihr dasselbe, damit sie es über dem Licht verbrenne, während Marget ein Gebet leise vor sich hin murmelte. Betsy führte dieses mit ganz besonderer Sorgfalt aus, so daß auch kein Faden zurückblieb, und hütete sich aufs Sorgsamste, das mit der Feuerzange gefaßte Tuch zu berühren. Als Alles so vollbracht war, nahm sie Marget gegenüber ihren vorigen Platz ein, und beide betrachteten aufmerksam das Kind.

„Siehst du, die bösen Augen sind fort, nun schläft er ganz ruhig," sagte Marget mit der Miene überlegener Klugheit. „Ich wußte wohl, daß es so kommen müßte; mein Ficki ist nicht das erste Kind, welches ich auf diese Weise kurirt habe. Daß mein armer kleiner Junge nur so viel leiden mußte, um der schlimmen Hexe willen," fügte sie hinzu, indem sie das Händchen des Kindes an ihre Lippen zog und einen Kuß darauf drückte.

„Um Gottes willen — lass' ihn doch, Meg, weck' ihn nicht!"

„Ich weiß wohl, was ich zu thun habe," antwortete Marget; „das Ei muß nicht klüger sein wollen als die Henne; deine Mutter hat von mir gelernt."

„Aber seine Mutter, Meg, wenn sie es sieht!" rief Betsy nach einem augenblicklichen Schweigen mit sichtbarem Schrecken.

„Ei was!" sagte Marget mit einem verächtlichen Lächeln auf den Lippen; „was kümmre ich mich um seine Mutter? Meg ist nicht bange für ihre Herrschaft; Meg

thut, was Gott haben will, um ihren Jungen von den bösen Augen zu befreien. Seine Mutter versteht Nichts, und kümmert sich nur um Putz. Wann sieht sie ihr Kind? Meg sieht es, und hat die böse Hexe gesehen, während die Doctorin schlief."

„Mag sie mich immerhin peitschen, es soll gar nicht weh thun, um deines Jungen willen, Meg," entgegnete Betsy mit Resignation.

Marget brachte den kleinen Friederich in die Wiege; auf seiner linken Brust zeigte sich ein, durch Punkte und Striche gebildetes, mit Farben eingeriebenes, blutrothes Kreuz. Die beiden Negerinnen blieben neben ihm sitzen, und hielten Nachtwache über ihm, wie es mit zu der Ceremonie gehören mochte. Da der Knabe noch einen Monat nachher beständig munter und wohlauf war, fühlten Marget und Betsy einen gewissen Stolz über ihre heimlichen Künste. Der ganze Vorfall war bald vergessen, und die einzige daraus entstandene Folge war, daß der Namensgenannte des Kronprinzen tätovirt worden. —

Vier Monate nachher landeten die Engländer auf Seeland; die friedliche Ruhe war gestört, und nur all zu deutlich zeigte es sich, daß keine Einheit in der Leitung der Angelegenheiten Statt finde. Man brauchte blos durch die Straßen von Kopenhagen zu gehen, um einzusehen, daß die Aufopferungen der Bürger nutzlos sein würden. Schon die zweite Nacht wurde die Stadt bombardirt, und diejenigen, welche solche Ereignisse nimmer

erlebt haben, können sich von ihrer Furchtbarkeit keine Vorstellungen machen; ich aber habe sie erlebt und kann deswegen aus Erfahrung von einer Zeit reden, welche mit Gottes Hülfe nie wieder über meine Vaterstadt kommen wird. Bomben, Granaten und Brandraketen durchsausten in dieser furchtbaren zweiten Bombardementsnacht, in der Nacht vom dritten September 1807 die Luft, wie lang geschweifte Kometen, und waren wirklich das, wofür jene Himmelskörper unschuldigerweise so oft gegolten haben, untrügliche Vorboten der Zerstörung. In der schönen, milden Herbstnacht beleuchteten diese fliegenden Ungeheuer die vielen rauchenden Ruinen, die traurigen Werke der vorigen Nacht, und suchten heulend neue Opfer. Das Stadtviertel in welchem Alfred wohnte, hatte am Meisten gelitten; dicke Rauchsäulen erhoben sich über den öden Brandstätten, und röthliche Feuersgluth beleuchtete den hohen schlanken Thurm der Frauenkirche — welcher zum Opfer der nächsten Nacht ausersehn war — mit seinen drei vergoldeten Kronen, der Zier der obersten Spitze. Die Straßen waren mit Menschen angefüllt, welche in Angst und Verzweiflung sich und ihr Eigenthum zu retten suchten, mit Packen beladene Träger rannten gegen einander, Spritzen und Brandleute lärmten überall, Eltern schrien nach ihren Kindern, Verwundete wurden unter kläglichem Ächzen fortgeschleppt, und das Jammergeheul der chaotischen Menge ward bisweilen übertäubt von dem Gekrach zusammenstürzender Mauern. In dieser Verwir=

rung beachtete Keiner einen ärmlich gekleideten Mann, der sich beim Eingange der Sanct-Petrikirche niedergesetzt hatte, und anscheinend an den Begebnissen um ihn keinen Antheil nahm. Der, wie ein Tagelöhner gekleidete Greis, mit einem Sack auf der Schulter, stützte die eine Hand aufs Knie, trocknete mit der andern den Schweiß von der Stirn, und rückte mehrmals mit allen Zeichen der Unentschlossenheit seinen Hut hin und zurück, indem er leise murmelte:

„Keine Arbeit — wer hat jetzt Zeit daran zu denken? — Das Haus leer — Frau und Kind leiden Noth — Hm! — Der Mann soll sie ernähren — aber ehrlich und redlich, wohl zu merken, redlich — Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut! — Du sollst nicht begehren . . . ." wiederholte der Mann, und trocknete wieder seine Stirn. — „Aber hier — hier geht's auf in Feuer und Rauch, und kein Menschenkind hat Nutzen davon, — das Feuer verzehrt, was uns viele Tage Nahrung verschaffen könnte. — Wenn das Feuer kommt, gehört's Keinem zu, sagte Mutter — Hm! — Sie hat gut schwatzen. — Aber wer hat Nutzen davon? — Niemand. Wem nehm' ich's denn? Niemanden — Du sollst nicht begehren — Du sollst dich auf den Herrn verlassen in all deiner Noth — ohne seinen Willen fällt kein Sperling . . . . aber diese Noth — dieser Hunger — Hunger einen ganzen Tag — e i n e n g a n z e n T a g — zu Hause erwarten sie mich — und hungern! — — Da

drüben brennt's — die Leute haben nicht ausgeräumt. — All das kostbare Gut brennt zu gar keinem Nutzen — Gottes Willen? — Du sollst nicht stehlen — Führ' uns nicht in Versuchung. — Es brennt Alles zu keinem Nutzen — aber gieb uns auch unser tägliches Brod — Hm — Hm — Ohne Gottes Willen kann ich Nichts ausrichten — gar Nichts — Ich könnte vielleicht Etwas verdienen, wenn ich — rettete — für die Leute selbst — ich brauch' es ja nicht zu behalten."

Der alte Mann stand auf, setzte sich aber gleich wieder. In diesem Augenblick wurde ein großer Packt neben ihm hingeworfen, und ein wohlgekleideter Herr rief ihm zu: „Gieb Acht darauf, Freund; ich komme gleich wieder." Der Alte betrachtete das große Paquet, dessen zurückgeglittener Umschlag ihn eine Menge verführerischer Kostbarkeiten sehen ließ, stand unwillkührlich auf, warf den Sack von der Schulter und streckte die Hand aus, dann aber ergriff er wieder seinen Sack, wühlte krampfhaft mit der Hand darin, und wiederholte einigemal die Worte vor sich hin: „Es ist anvertrautes Gut, — anvertrautes!" — und ohne daran zu denken verließ er unbeschützt, was seinem Gewahrsam anvertraut war, und ging langsam die Straße hinunter, ohne sich umzublicken. Er hatte dem Versucher widerstanden. Kaum hatte er sich entfernt, da kam der Eigenthümer eilig zurück; als er sein Paquet unberührt auf demselben Platz fand, wo er es hingeworfen, griff er in die Tasche, und zog einige

Bankzettel hervor, um den alten Mann zu belohnen, der treu seine Schätze bewacht hatte, aber dieser war im Getümmel schon verschwunden. Eine einzige Minute hatte sein Schicksal abgeschlossen; seiner Rettung kehrte er den Rücken, und ging in demselben Augenblick seinem Untergang entgegen, wo er dem Versucher widerstanden zu haben glaubte.

In Doctor Kings Hause war Alles in der größten Verwirrung: hin und herlaufend schleppten die Dienstboten die besten Sachen ihrer Herrschaft zusammen, alle Thüren standen offen, das ganze Haus wurde hastig ausgeräumt, eine Kutsche hielt in der Pforte, und der Kutscher trieb zur Eile, denn das gegenüberliegende Haus loderte in hellen Flammen, und die Pferde wollten sich nicht mehr bändigen lassen. Im Speisesaal wo die vielen vornehmen Gevattern vor wenigen Monaten dem eben getauften Kinde eine so glänzende Zukunft gewahrsagt hatten, saß die Doctorin vor Schreck fast ohnmächtig im Sopha; Alfred, eine Eau de Cologne-Flasche in der Hand und eine Reisechatulle unter dem Arm, stand ungeduldig neben ihr. Die Fenster dieses Zimmers gingen nach dem Hofe hinaus; die Lohen von dem brennenden Hause des Nachbars sah man nicht, aber ein röthlicher Schimmer zeigte sich schon auf der gegenüber liegenden Wand, und mahnte die Bewohner, daß ihre Ruhe nur auf schwachen Füßen stände. Die Doctorin bemerkte es nicht, denn mit dem Taschentuch bedeckte sie ihre Augen.

„Liebe Elnor," redete Alfred sie an, indem er d Hand auf den Arm seiner Frau legte; „liebe Elnor fühl du dich nicht stärker? — Wir können nicht länger wa ten; komm, laß uns nach dem Wagen gehen."

„Ich kann nicht, ich bin zu schwach," — antworte die Doctorin King stöhnend. „O, über die entsetzlich Tage — Hast du für alles gesorgt, mein Freund?"

„Das Beste ist in Sicherheit; komm nun, es i nicht länger Zeit zu zaudern."

„Wo ist Betsy? Ruf Betsy!"

„Wär's nicht besser, meine Beste, auf dem We mit ihr zu reden?"

„Nein, nein, ruf Betsy; es ist zu wichtig."

Alfred stellte die Reisechatulle auf den Tisch, ur verließ das Zimmer, in welches die Negerin gleich dara eintrat.

„Betsy," sagte die Doctorin, ohne das Tuch vo den Augen zu nehmen; „ist mein Juvelenkästchen i Wagen? und der chinesische Schrein? und das Silberzeug und meine Hutschachtel? und meine Shawls? und mei Toilette? und der große Spiegel? geschieht dem groß Spiegel der geringste Schaden, so werd' ich ein Wörtche mit dir reden, das magst du mir glauben."

Die arme Betsy war all zu verwirrt, um auf diese Strom von Fragen genügende Antworten geben zu könne

„Vermiss' ich das Geringste von meinen Sach . . . . ." fuhr die Doctorin King in einem harten To

fort. „Wozu halt' ich euch denn als um für meine Sachen zu sorgen? Lass' John nach dem Wagen hinuntergehen, und bei dem Silberzeug . . . ."

Der Knall einer in der Nähe springenden Bombe unterbrach die Befehle der Doctorin. Die Negerin stieß einen Schrei des Schreckens aus, und ihre Herrschaft zog unwillkührlich die Glacéhandschuhe von den Augen. Da sie das ganze Zimmer von einem feuerfarbigen Schein erleuchtet sah, der in jedem Augenblick bald ab bald zu nahm, schrie sie noch lauter als Betsy.

„Wo ist Alfred? Wo ist mein Mann? Er verläßt mich; das ist entsetzlich; das ist empörend! Er weiß, daß ich nicht im Stande bin vor Mattigkeit einen Fuß zu rühren."

„Der Herr ging zu Meg, um nach dem kleinen Friederich zu sehen," entgegnete Betsy entschuldigend.

„Er soll mich nicht verlassen; ich fürchte mich allein zu sein. Marget sorgt wohl für den Jungen; um den braucht er sich nicht zu kümmern. Ruf ihn, er muß gleich zu mir kommen."

Betsy rannte mit einer Schnelligkeit, als hätte sie aus dem Dienst ihrer gestrengen Herrschaft desertiren wollen. In demselben Augenblick knallte noch eine Bombe; die Doctorin King sprang mit dem Ausruf: „Betsy, wo rennst du hin?" auf, und flog wie ein Sturmwind aus dem Zimmer.

Gleich darauf trat Marget ein, gleichfalls mit verstörten Mienen; der Schreck der verflossenen Tage hatte

ihren pechschwarzen Zügen einen aschenfahlenen Anstrich verliehen, so daß man im eigentlichsten Sinne des Worts von ihr sagen konnte, sie sei verblichen. Unter dem Arm trug sie mit der größten Vorsicht ein sorgfältig eingepacktes Bündel, und blieb mitten im Zimmer stehen, um einen bekümmerten Blick auf all die Verwirrung zu werfen, welche sie umgab; alle Meubeln standen offen, die Schiebladen waren herausgezogen und zum Theil geleert. Tische und Stühle waren von ihrem Platz weggerissen, und standen wirr durch einander. Unter dem andern Arm trug sie ein Bündel mit Kleidern. Schon mehrmals war aus dem Nebenzimmer nach ihr gerufen worden, ohne daß sie es gehört hatte, nun aber erklang laut die Stimme der Doctorin, welche ihr befahl zu kommen, und Betsy beim Hinabtragen des großen Spiegels zu helfen. Marget warf einen verdrießlichen Blick auf die Thür, durch welche ihre Herrschaft verschwunden war, legte das Paquet neben der Reisechatulle auf den Tisch und ging. Einige Minuten herrschte die vollkommenste Stille, die röthlichen Flammen beleuchteten das Gemach ganz hell, und ein Brandgeruch verbreitete sich nach und nach. Die Treppenthür wurde ganz leise geöffnet, und der alte Tagelöhner trat ein.

„Wo soll ich denn helfen, hier ist ja Niemand? Der Bediente sagte, ich sollte hinaufgehen, aber hier ist ja Niemand, gar kein Mensch glaube ich."

Er blieb in der Thür stehen und blickte sich um; der Sack hing noch über seiner Schulter. Mit vorwärts

gebeugtem Kopf stand er lauschend still — er war ganz allein. — Plötzlich riß er den Sack herab, ergriff Margets Paquet, welches ihm zunächst lag, steckte es in den Sack, warf diesen über den Nacken, und verschwand wiederum. Kaum hatte er die Thür geschlossen bevor ein dröhnender Knall das ganze Haus erschütterte, eine Bombe hatte das Dach zerschmettert, schlug durch die Etagen, sprengte die Decke des Speisezimmers, zermalmte den Tisch und die Reisechatulle in tausend Splitter, und platzte, ehe sie noch den Fußboden erreicht hatte. Diese Explosion vollendete das, von den übrigen begonnene Werk der Zerstörung; als Marget durch die zerschlagene Thür hineinzusehen wagte, hingen die Gardinen in Fetzen, die Spiegel waren in Staub verwandelt, die Tapeten von den Wänden gerissen, die Mobilien zersplittert, und auf dem Platz, wo der Tisch gestanden hatte, lag ein Haufen Kalk und Schutt von der herabgestürzten Decke; von den Paqueten und Kleidern, welche den großen Tisch noch eben bedeckt hatten, waren nur halbverbrannte Lumpen übrig. Alles war in erstickenden Pulverdampf und eine dichte Staubwolke gehüllt. In der Wohnstube war die Frau Doctorin in Ohnmacht gesunken, denn die Negerin hatte den großen Toiletspiegel fallen lassen, und die Glasscherben bedeckten den Fußboden. Es war ein Spiegel von venetianischem Glase, und ungeheuer kostbar. Als Marget die Zerstörung erblickte, welche die Bombe im Speisesaal angerichtet hatte, fiel auch sie in Ohnmacht.

Nur der erste Schritt ist schwierig. Als der alte Tagelöhner am Hause des Nachbars vorüberging, welches gleichfalls in hellen Flammen stand, und zwei große Brode im Fenster liegen sah, ergriff er sie mit Dreistigkeit, und schob sie zu Margets Paquet in den Sack, indem er mit einer Ruhe, die auffallend gegen seine frühere Bedenklichkeit abstach, sagte: „Sie verbrennen doch zu keines Menschen Nutzen." Und nun setzte er eilig seinen Weg nach seiner Wohnung fort, durch brennende, durch zerstörte Straßen, oft aufgehalten von Wagen und Spritzen, oft stehen bleibend um herabstürzende Bomben zu vermeiden. Endlich erreichte er sein eignes ruhigeres Viertel.

Es haben wohl wenige Leser, wenn sie auf einem Gange durch die Osterstraße einen flüchtigen Blick durch das immer offene Thor geworfen haben, welches nach Peter = Madsensgang führt, einen richtigen Begriff von diesem Cloak alles Elendes und aller Verworfenheit, die hier etagenweise so hoch emporsteigt, daß unten in der schmalen Straße in kurzen Wintertagen fast eine beständige Dämmerung herrscht, und doch hat dieser Gang noch ein Nebengäßchen, einen Sack der in einen viereckigen, auf allen Seiten von hohen, Einsturz drohenden Gebäuden und nackten Hintermauern ohne Fenster eingeschlossenen Platz endet. Dieser Theil ist der hellste, und hier kann man sich auch bewegen, ohne in der Gosse zu gehen, aber demungeachtet ist er der ärmlichste, und die Bewohner der Pistolstraße werden von ihren Nachbarn in der

Hauptgasse für weniger genteel angesehen. Aristokratie herrscht über der ganzen Erde, wo nur immer Menschen zusammen leben, warum sollte sie sich denn nicht auch in Peter-Madsensgang finden?

Die Bewohner dieser Straße, die einst noch viel verfallener und häßlicher war, als jetzt, bestanden entweder aus armen Arbeitsleuten, oder Herumtreibern, und mußten also bei einem Ereigniß, wie ein Bombardement auf den Füßen sein, sie mochten nun zur ersten oder zur zweiten Classe gehören; sie waren daher jetzt fast alle abwesend. Einige alte Weiber und ein Haufen Kinder steckten die Köpfe aus Fenstern und Thüren, um die künstlichen Meteore zu beobachten, welche einander an dem dunkeln Himmel kreuzten, von dem man in dem schmalen Gäßchen nur einen kleinen Theil übersehen konnte, zogen sich aber schnell zurück, wenn der Knall einer platzenden Bombe sie überzeugte, daß die Gefahr noch keineswegs vorüber sei. Das Geschrei und der Lärm welche sonst von einem so stark bevölkerten Quartier unzertrennlich sind, waren verstummt, denn Alt und Jung schwieg erschrocken, und Keiner redete den alten Tagelöhner an, als er mit dem Sack über der Schulter, ohne rechts oder links zu blicken, in Betrachtungen vertieft durch die Straße ging. Erst als er bei seiner eignen Thür angekommen war, stand er still, und ließ mechanisch einen Blick über das alte Haus von Bindwerk hingleiten, dessen braun angestrichene Balken, niedrige Fenster, zerschlagene Scheiben und

schiefe Thüren genugsam die Armuth seiner Bewohner bezeugten.

Die Treppe war so niedrig, daß er den Rücken krümmen mußte, um mit dem Kopf nicht anzustoßen; sie hatte kein Geländer, und die Stufen waren so verschlissen und los, daß sie bei jedem Schritt nachgaben und einen knarrenden Laut erregten, der jeden erschreckt haben würde, den ausgenommen, dessen geringstes Elend eine so verfallene Treppe war. Die kleinen eingemauerten Scheiben, welche Licht geben sollten, genügten um mitten am Tage eine schwache Dämmerung auf der Treppe zu verbreiten, jetzt aber war es natürlich stockfinster auf derselben, und bei jeder Wendung stieß der alte Mann mit dem Sack gegen die Wand, denn hier zeigte sich der gänzliche Mangel eines Geländers am fühlbarsten, und sogar derjenige konnte hier leicht zu Schaden kommen, welcher sonst diese Leiter zu erklettern gewohnt war.

Endlich erreichte er seine ärmliche Wohnung im Erker, ein geräumiges Zimmer, welches im Winter kalt genug sein mußte, und größer schien, als es wirklich war, weil alles Hausgeräth fehlte. Das eine Fenster war im Giebel des Hauses, und hatte lauter ganze Scheiben aufzuzeigen, das andre war im schrägen Dach angebracht, und ging nach der Dachrinne des Nachbars hinaus, indessen waren doch die zerschlagenen Scheiben desselben nicht mit Lumpen zugestopft, sondern ordentlich mit Papier verklebt. Eine zerfetzte Gardine mit den traurigen Überresten

ehemaliger Franzen hing noch an einem Nagel in der einen Ecke, und bewegte sich leis im Zugwinde hin und her. Im geschirmtesten Winkel des Zimmers, neben einem verrosteten Beilegerofen, stand ein alter Lehnstuhl, aus dem die Krollhaare längst herausgepflückt, und durch Strohwische ersetzt waren, die hier und dort aus den Löchern des zerrissenen Bezuges hervorguckten. Ein hölzerner Stuhl, dessen Lehne bereits in den Ofen gewandert, stand neben einem gebrechlichen Tisch, welcher, um nicht umzustürzen, an die Mauer lehnte; eine Bettstelle von unbehobelten Brettern enthielt nur Stroh und einige ehemalige Pferdedecken nebst einem alten Wagenpolster von gepreßtem Leder. Im Winkel unter dem Dachfenster befand sich ein zweites ärmliches Lager, jedoch mit reinerem und frischerem Stroh, dessen lichtgelbe Farbe man mit Wahrheit die Elegance der Kammer nennen konnte, aber es lag auf dem bloßen Boden, und nur ein Bret, welches ein Dreieck vom Zimmer abschnitt, schloß dasselbe ein. So erhielt diese Schlafstelle mehr das Aussehn eines Lagers für ein Thier, als eines Bettes für einen Menschen. Die Wände drohten Einsturz, die halbverwitterten Mauersteine stachen überall hervor, wo der Kalk abgestoßen war, denn bezogen, gemalt oder bekleidet war dieses Zimmer nie gewesen. Überall herrschte die bitterste Armuth, und doch entdeckte man noch Spuren einer Ordnung und Reinlichkeit, welche bewiesen, daß wenigstens ein guter Geist den unglücklichen Bewohnern seinen Schutz

noch nicht ganz entzogen habe. In die Mauern wa
große Nägel eingeschlagen, an denen die wenigen Kl
dungsstücke der Familie, ein Paar alte Schuhe mit über
wo sie nicht durch Nägel beschützt waren, durchlöcher
Sohlen, und eine kleine Kalkpfeife an einem Bindfa
hingen, denn nur auf diese Weise konnten die erbär
lichen Habseligkeiten gegen die Ratten beschützt werden.
So sah diese Wohnung aus, und diejenigen meiner Le
die Kopenhagen nur von seiner Lichtseite kennen, und d
wegen diese Schilderung für übertrieben halten, die
wähnen, daß eine solche Noth nicht neben dem Lux
und dem Überfluß herrschen könne, den sie zu betrach
gewohnt sind, mögen selbst hingehen und sich überzeuge
obgleich Jahre vergangen sind seit diese Begebenheit s
ereignete, herrscht in denselben Gränzen doch noch imn
dasselbe Elend.

Auf dem Lehnstuhl im Ofenwinkel saß ein al
Weib mit beiden Händen unter dem Kopf, und stü
die Ellenbogen auf den Tisch; vor ihr brannte in ei
Flasche, welche einen Leuchter ersetzen mußte, der Stun
eines Talglichtes trübe; in Vergleich mit dem Gesicht
Alten aber sah das Flämmchen doch noch lebhaft u
lustig aus, wie dunkel und matt es auch sein moch
Ihre Augen waren fast zugefallen, die Mundwinkel se
ten sich gegen das Kinn hinunter, und die Hände,
Stützen des Kopfs, hatten die Wangen in die Höhe
drückt; eine alte Nachtkappe bedeckte ihren Kopf, ein T

von unkenntlicher Farbe ihren Hals, den Rest ihres Körpers aber verbarg die mitleidige Tischplatte und das Halbdunkel des Zimmers. Auf dem Tisch stand ein leerer irdener Krug und eine Flasche, deren Inhalt vielleicht beigetragen hatte, ihr dieses erschlaffte und kraftlose Aussehen zu geben; auf ihr, wenn irgendwo, weilte ihr Blick. Außer ihr fand sich noch ein menschliches Geschöpf in dieser ärmlichen Kammer — ein menschliches Geschöpf, welches indessen durch kein äußeres Zeichen zu erkennen gab, daß es von einem menschlichen Geist beseelt sei. Es saß auf der Kante des Bretts, das sein Lager begränzte, stützte die Ellenbogen auf die Kniee, und bedeckte die Augen mit den Händen. Unmöglich konnte man behaupten, daß es alt oder jung, groß oder klein, hübsch oder häßlich sei; es saß zusammengekauert, und glich entfernt einem Vogel, der sich auf einem Zweige zur Ruhe begeben hat. Der Kopf war auf die Brust hinabgesunken, und langes dunkelbraunes Haar hing wie ein Schleier über die Augen; ein nackter Fuß stach unter der Bekleidung hervor, und verrieth, daß Strümpfe und Schuhe zu Hause für Luxusartikel gälten. Obgleich die Bekleidung dieses Wesens im höchsten Grade ärmlich war, erinnerte sie doch an Madame de Sevignés hübsche Worte: La propreté est l'élégance des pauvres. — So wie die Gestalten Blinder oft etwas Eigenthümliches haben, welches bewirkt, daß man mit Gewißheit behaupten darf, man sehe einen Blinden vor sich, wenn man auch nur den Rücken betrachtet,

so haben auch Wahnwitzige etwas Eigenthümliches, wodurch die Abwesenheit des Geistes sich leicht zu erkennen giebt, und Keiner würde nach einem auch nur flüchtigen Blick auf das ebenbeschriebene Geschöpf eine Secunde bezweifelt haben, daß es zu jenen Unglücklichen gehöre.

Als der alte Tagelöhner die Thür öffnete, und mit dem Sack auf dem Rücken eintrat, erhoben beide Anwesende den Kopf. Das wahnsinnige Geschöpf sah mit einem starren Blick grade vor sich hin, und die dunkelbraunen Augen traten fast aus ihren Höhlen; seine Züge waren scharf, die Wangen bleich und eingefallen, das Kinn spitz, und zwei blaue Kreise unter beiden Augen waren die einzigen Farben in der farblosen Maske. Mit einem nichtssagenden Blick auf den Eintretenden bewegte es die Lippen mehrmals, wie das Junge eines Vogels, welches von seinem Versorger bei seiner Rückkehr zum Nest Nahrung begehrt; darauf senkte es wieder den Kopf, bedeckte die Augen mit den Händen, und nahm seine vorige Stellung ein. Bei dieser Bewegung glitt das lange, schlicht herabhängende Haar zur Seite, und man erblickte einen Theil der abgemagerten Hand und — einen kleinen goldenen Ring mit lichtblauem Stein. — Kälte und Elend, Hunger und Durst hatte Emilie ertragen, aber so wie die Treue nicht aus ihrem Herzen gewichen war, selbst nachdem sie das Bewußtsein für beständig verloren hatte, so war auch das Symbol der Treue unentheiligt an ihrem Finger bewahrt worden.

Das alte Weib hatte auch den Kopf erhoben. Ohne die Hand wegzunehmen, die sie fast am Reden verhinderte, richtete sie einen stumpfen Blick auf den Sack, den der Eintretende von der Schulter genommen und auf den hölzernen Stuhl gelehnt hatte, und sprach dann gedehnt: „Nun, das dauerte auch lange genug.“

Der Tagelöhner trocknete den Schweiß von der Stirn, und blickte ohne Antwort im Zimmer umher. Die alte Frau blieb in derselben Stellung, erhob langsam ihr Auge zu ihm, und fragte: „Nun denn, was wird's? — Etwas, oder Nichts?“

„Etwas,“ antwortete der Alte. „Ich habe genommen, was eben brennen wollte; es gehörte Keinem, und wäre doch zu Grunde gegangen zu keines Menschen Nutzen. Ich habe gethan, Mutter, wie du sagtest, und der liebe Herrgott mag's uns vergeben.“

„Der liebe Herrgott! der liebe Herrgott!“ wiederholte die Alte mit mehr Heftigkeit, als man ihr hätte zutrauen sollen. „Gott hat allerdings .... Was für Gutes hat Gott uns wohl erzeigt? Sollten wir warten bis Gott uns hülfe, so ....“

„Herrjemine, Mutter, versündig' dich nicht,“ entgegnete der Alte mit einem Blick auf die leere Flasche vor ihr.

„Mich versündigen?“ fuhr sie fort; „ich habe Recht mich zu versündigen, wenn ich will! Bin ich nicht Frau in meinem eignen Hause? Wer will mir verbieten mich zu versündigen?“

Ihr Antlitz wurde gluthroth, sie zog ihre Hände vom Gesicht, um sie in die Seiten zu stemmen, und wiederholte: „Wer will mir verbieten mich zu versündigen? Ich will mich versündigen! Ich will ihn verfluchen, ihn, der all dies Unglück über uns gebracht hat; ich will wünschen, daß er so elend werden möge, daß er nicht hat worauf er sein Haupt lege, daß Pest und Aussatz ihn verzehren, daß er wahnwitzig werden möge, wie er unsre Tochter dort gemacht hat, und die Gassenbuben ihn durch den Rennstein schleifen, wenn sie ihn sehen. Ja, er ist es, der uns so elend gemacht hat, daß wir rauben und plündern müssen, wie Diebsgesindel, um nicht Hungers zu sterben. Er hat das angerichtet! Hätt' ich ihn, die Augen wollt' ich ihm aus dem Kopf kratzen! wüßt' ich nur wo er ist! Schändliches Spiel zu treiben mit einem so hübschen Mädchen, einem so guten Mädchen, sie sitzen zu lassen, und dann aus dem Lande zu laufen, wie ein Schuft! Ja, ich will wünschen . . . ." und nun ergoß sie sich in einen neuen Strom der gräßlichsten Verwünschungen, bis ihr Kopf ermattet auf die Brust sank, und die krampfhaft stockende Stimme ihr versagte.

Der Alte hatte vergebens gesucht, sie zu beschwichtigen. Mit gefalteten Händen sprach er das eine Mal über das andere: „Mutter, Mutter, bedenk' doch, was du sagst! Selbst seine Feinde soll man ja nicht hassen — Unser Herrgott wird einmal richten zwischen ihm und uns;

— möge er dir nicht anrechnen, was du sagst in deiner Heftigkeit;" aber sie hörte ihn nicht.

Die Wahnsinnige erhob sich, und nahte furchtsam ihren Eltern mit einem fragenden Blick, als wollte sie erforschen, ob die heftige Rede sie beträfe, oder nicht. Sie hob den Kopf ihrer Mutter in die Höhe, und wollte sie küssen, aber erschrocken über den zornigen Ausdruck in den Zügen derselben ließ sie wieder los, und küßte nur ihre Hand. Der alte Mann nahm sie in seine Arme und liebkoste sie. Für einen Augenblick flog ein lichterer Ausdruck über ihre eingefallenen, verwirrten Züge, gleichwie ein Streiflicht über ein Feld, wenn zerrissene Wolken an der Sonne vorüber ziehen, aber eben so schnell entschwand er wieder. Ihre Arme sanken herab, ihre ganze Gestalt knickte zusammen, sie suchte wiederum ihren Platz auf der Kante des Brettes auf, und saß dort eben so untheilnehmend und in sich verschlossen, wie früher.

Nachdem sie einige Minuten geschwiegen hatte, erhob die alte Frau den Kopf; ihre Thränen waren versiegt, und jeder Zug ihres gerunzelten Gesichtes hatte wieder den vorigen stumpfen, nichtssagenden Ausdruck. „Was ist denn darin?" fragte sie mit einem Blick auf den Sack; „laß sehen, ob's auch den Gang werth war."

Der Mann öffnete ihn schnell, denn er wollte sie durch Zaudern nicht wieder erzürnen. Als er die beiden großen Brode hervorlangte, verzog ihr Mund sich zu einem spöttischen Lächeln, als hätte sie sagen wollen, eine bessere

Wahl sei wohl möglich gewesen; als er aber Margets großen Packt vor sie auf den Tisch legte, nickte sie wieder versöhnt mit dem Kopf. Der Alte lächelte zufrieden, und begann den Schatz auszupacken, aber es ging langsam. Da fuhren plötzlich seine Hände zurück, und er stieß stöhnend einen Seufzer aus. Seine Ehehälfte welche die schweren Augenlider geschlossen hatte, während er mit dem Auspacken beschäftigt war, öffnete dieselben wieder, und schlug vor Staunen die Hände zusammen. „Ein Kind!“ rief sie erbittert; „darnach rennt er durch die Stadt, einen Balg schleppt er uns auf den Hals, als gäb's hier nicht schon so Mäuler genug zu stopfen. I, Gott bewahr' uns! Mann, Mann, nein, das ist zu toll; ich unglückliche Frau!“ Und nun fing sie wieder an zu heulen und zu lamentiren. Der Tagelöhner stand wie versteinert, und betrachtete das Kind. Es hatte so lange dicht eingepackt und ohne Luft im Sack gelegen, daß es leblos war. Endlich brach er aus: „Es ist todt, mausetodt; aber ich habe das Kind nicht gemordet, es ist todt gewesen, als es auf dem Tische lag.“

„Und so nimmst du ein todtes Aas, du Taugenichts!“ fuhr das erbitterte Weib fort, „du schleppst uns mit Willen eine Leiche ins Haus, — und wir sollten es vielleicht noch begraben, — als hätten wir nicht Kosten genug gehabt den kleinen Alfred in die Erde zu schaffen. Nein, nein, der Junge hat mir Unglück genug auf den Hals geschafft; du brachst das Bein seinetwegen und

wardst ein Krüppel, und sie dort verlor den Verstand, als er starb. Ich ertrag' es nicht, Kinder zu sehn. Ich sage dir, ich will den Rangen keinen Augenblick in meinem Hause dulden. Fort damit, ich will Frau sein in meinem Hause; fort mit ihm."

Dabei sprang sie auf, und stieß so gewaltsam gegen den gebrechlichen Tisch, daß er umstürzte. Kind, Krug, Flasche, Licht, Alles verschwand mit lautem Geklirr in pechschwarze Finsterniß. Die alte Frau war selbst erschrocken über ihre gewaltsame Heftigkeit, und schwieg. Einen Augenblick nachher ging der Mann still hinaus, um Licht zu holen.

Als der Tisch umstürzte blickte Emilie auf, da aber Alles dunkel und still um sie war, sank sie wieder in ihren vorigen Stumpfsinn zurück, nahm die Hände von den Augen, welche jetzt vom Licht nicht mehr geplagt wurden, und glaubte, es sei Nacht. Gleich darauf trat ihr Vater mit einem brennenden Lichtstumpf ein, und ihr Blick fiel gleich auf das kleine Kind, welches blutend dicht vor ihren Füßen lag; mit dem Kopf war es gegen die Kante des Bretts gefallen, und dieser Aderlaß hatte sein Leben gerettet, noch aber gab es kein Zeichen desselben von sich. Emilie saß mit verschränkten Armen. Langsam und vorsichtig beugte sie sich über das Kind hin, als fürchte sie, es sei ein Phantom, welches wieder verschwinden könne, und starrte dasselbe mit verwilderten Blicken an. Ein unaufhörlich abwechselnder Ausdruck des Wahnsinns spielte

in ihren Augen. Jetzt war sie grade über dem Kinde — da breitete sie plötzlich die Arme aus, stürzte sich über dasselbe, und stieß in dem Augenblick, wo sie es umarmt hielt, einen Schrei aus, einen Schrei der wildesten Freude, so durchdringend, so gellend, daß die losen Scheiben davon erklirrten. —

Eine Stunde später saß Emilie noch auf dem Rande ihres Lagers. Das Kind lag in ihrem Schooß; ihre sorgsame Pflege hatte sein Leben zurückgerufen, und eine Schaale Milch stand zu ihren Füßen. Unaufhörlich liebkoste sie das Knäbchen, und nannte es Alfred. Ihr Kind war es; sie kannte es wohl wieder; sie hatten es nicht in die Erde verscharrt; es war im Himmel gewesen bei den Engelein, und hatte neue prächtige Kleider bekommen. Das war sein Lächeln, seine hübschen Augen, sein Grübchen im Kinn und seines Vaters Züge. Zum ersten Mal seit vielen Monden sah Emilie froh aus, und summte abgerissene Stücke eines Wiegenliedes, womit sie so oft ihren kleinen Alfred in Schlaf gesungen hatte. Und als nun das Kind wirklich in ihrem Schooß einschlummerte, da rief sie aus: „Er kennt mich wieder! Er kennt das Lied das ich ihm so oft vorgesungen habe. Mein Kind ist es, mein Kind; o, es ist mein kleiner Alfred!"

Ihre alten Eltern weinten beide; Emiliens wahnwitzige Freude war so rührend, daß sie selbst ein Herz von Stein hätte erweichen müssen. „Das ist die Strafe des Himmels, weil ich fremdes Gut rauben wollte," sagte

der Alte; „aber sie soll das Kind auch behalten, und ich will arbeiten, bis das Blut aus meinen Nägeln springt, um sie Beide zu ernähren. Sie soll das Kind behalten, weil es sie so froh gemacht hat," wiederholte er mit stärkerer Stimme, um zu zeigen daß er Mann im Hause sei, denn seine Frau — schwieg eben.

„Meinst du nicht, es wäre besser, das Kind seinen Eltern wieder zu bringen?" fragte diese nach einer Weile. „So froh habe ich sie allerdings seit Alfreds Geburt nicht gesehen, aber gleichwohl — ein Mund mehr ...." und bei diesen Worten warf sie einen Blick ringsum auf die nackten Wände, der mehr sagte, als die längste Beschreibung ihrer Armuth.

Der Tagelöhner bedachte sich einen Augenblick. Auch sein Blick glitt hin über die trostlose Öde ringsum, und fiel dann auf seinen lahmen Fuß, als derselbe aber Emilien erreicht hatte, sprach er: „Nein, sie soll den Jungen behalten, wenn sie will — ich weiß ja auch nicht einmal wo ich ihn nahm — in einem vornehmen Hause war's — aber ich war so verwirrt — nun hat es keine andern Versorger als uns und den lieben Gott, der uns dieses Kind gegeben hat. Sein Wille geschehe!"

Und nun war der kleine Friederich, der Namensbruder des Kronprinzen, der Sohn des reichen Manns, dem eine so glänzende Zukunft gewahrsagt worden — aufgenommen in die Familie des armen Tagelöhners, und

schlief auf Stroh neben der wahnsinnigen Emilie, und hieß Alfred — nach seinem Vater. —

Dies Kind verursachte eine große Veränderung in dem elenden Winkel. Es wurde ein Glied, welches die zerrissene Kette zwischen der alten, jetzt milder gestimmten Frau und ihrer Tochter wieder verband, denn ihre Herzen begegneten sich in der Sorge für das unglückliche Kind. Die Alte betrachtete das rothe Kreuz als ein heiliges Zeichen, das ihnen gewiß dereinst Segen bringen müsse, aber dieser war zum Theil schon über sie gekommen, denn Emilie war ruhiger und sorgsamer für sich selbst, und binnen kurzer Zeit hatte sie aus eignem Antriebe angefangen, Ringe von Pferdehaar zu flechten, welche sie in der Stadt verkaufte, und da niemand über sein Herz bringen konnte, sie mit ihrer Waare von sich zu weisen, brachte sie täglich einige Schillinge nach Hause, welche dazu beitrugen, die traurige Lage der Familie weniger fühlbar zu machen. Diese Arbeit beschäftigte sie unablässig, und ihre Eltern nährten die sichere Hoffnung, daß ihre Geistesabwesenheit nach und nach verschwinden werde. Ja sie hielten sich dessen zuletzt sogar ganz überzeugt, „denn sie war jetzt doch viel vernünftiger als vor dieser Begebenheit.“ —

In Doctor Kings Hause bildete das Bombardement, die Feuersbrunst, die Räumung ihrer Wohnung und der Tod ihres Kindes — denn Keiner zweifelte daran, daß selbiges gestorben sei — ein unzertrennliches Ganzes. Dachte man an das Eine, so mußte man auch an das

Andere denken, und Nichts mildert einen Kummer mehr, als eine solche Zertheilung. Alfred trauerte eine kurze Zeit, vergaß aber bald diesen Verlust; seine Frau dahingegen schauderte noch beständig zusammen und brach in Thränen aus, wenn eine Thür heftig zugeschlagen wurde. Fremde glaubten dann, sie weine bei der Erinnerung an ihr, von einer Bombe getödtetes Kind, aber der Arzt behauptete, es sei ein Nervenübel, das davon herrühre, daß sie sich zu stark schnüre, und Betsy hatte sie noch nie von ihrem Kinde reden hören, wurde aber tagtäglich bei dem Ankleiden regelmäßig gescholten, weil sie den großen Toiletspiegel in Stücke geschlagen. Marget war die einzige, die mit wahrer Pudeltreue noch Thränen über ihren kleinen „Ficki" vergoß; sie warf sich beständig vor, daß sie ihn aus ihren Armen gelassen hätte, und wenn Betsy sie trösten wollte, und sagte, sie habe ja nur ihre Pflicht gethan, indem sie die Befehle ihrer Herrschaft befolgt, ward sie böse, schalt die Doctorin einen weißen Teufel, der nie verdient hätte einen so schönen Jungen zu haben, und wünschte, daß der böse Geist sie jede Nacht plagen, und ihr Träume von dem — Gott sei Dank — zerschlagenen großen Spiegel senden wolle.

Das Unglück, welches Kopenhagen betroffen hatte, hinterließ überall sichtbare Spuren, und die allgemeine Niedergeschlagenheit machte die Stadt nach dem Bombardement zu einem traurigen Aufenthaltsort. Alfred beschloß daher mit seiner Frau, deren Gesundheit nie Langeweile

ertragen konnte, nach Hamburg zu reisen, aber auch dies war unter den damaligen Umständen mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Endlich wurden diese überwunden, und das ganze Hotel, welches Alfred nach dem Brande bewohnt hatte, gerieth in Aufruhr bei der Abreise des reichen englischen Doctors. Zwei Wagen hielten im Hofe, der eine für die Herrschaft, der andre zur Beförderung der vier Schwarzen bestimmt. Der Portier, der Tafeldecker, die Bedienten, die Mägde, die ganze Dienerschaft im Gasthofe war auf den Beinen, um das letzte Trinkgeld zu verdienen. Jeder wollte etwas tragen, und der Hof sah fast aus wie ein Markt.

Das ungewöhnliche Getümmel lockte eine Vorbeigehende hinein, ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Frauenzimmer, welches sich scheu und vorsichtig näherte, und oft stehen blieb, bevor sie sich in das Gewirr hineinwagte. Ihre Kappe mit breit herabreichendem Besatz verdeckte die Hälfte ihres Gesichts, und die Haare hingen ihr fast in die Augen; in der Schürze, die so aufgebunden war, daß sich eine Vertiefung bildete, lag ein Kind mit bei weitem weniger bleichem und kränklichem Aussehen, als die Mutter; seine blühenden, sogar feisten Wangen waren ein Beweis, daß mütterliche Sorgfalt selbst bei der ärmsten Classe eine reiche Quelle des Segens enthält. Das kleine Kind schlief ruhig, und jede Bewegung der Mutter war darauf berechnet, diesen wohlthätigen Schlummer nicht zu stören. Langsam näherte sie sich einer der Mägde, nahm mecha-

nisch, ohne aufzublicken, ein Band mit Ringen von geflochtenen Pferdehaaren aus der Schürze, hielt ihr dasselbe entgegen, und sprach mit einer Einförmigkeit im Ton, die zeigte, wie sehr sie an diese Formel gewöhnt war: „Hübsche Ringe, geflochtene Ringe, um Gottes willen, kaufen Sie einen für ihren Liebsten!“ und bei diesen Worten zuckte sie mehrmals bittend die Achseln, um ihren Anträgen mehr Gewicht zu geben.

Die Angeredete, eine junge, hübsche, zierlich gekleidete Aufwärterin, nahm die Ringe mit jener schnippischen Miene, die sich von ihrem Amt nun einmal nicht trennen läßt und entgegnete: „Ei ja! das wäre was Rechts damit zu kommen; nein, mein Liebster nimmt solche Ringe nicht an.“

Die Arme hatte den ganzen Tag hindurch noch Nichts verkauft, und streckte mit einem traurigen Blick auf ihr Kind die Hand aus, um ihr Eigenthum wieder in Empfang zu nehmen, aber das Mädchen fuhr fort die Ringe zu untersuchen, und sprengte einige von ihnen. „Das ist auch ein schöner Quark die Stadt damit herumzulaufen,“ sprach sie; „das würden schlechte Verlobungsringe sein; seh' sie einmal wie zerbrechlich sie sind. Die Treue würde nicht einmal halten von der Vesper bis die Hühner auffliegen. Bringe sie uns goldene Ringe, so wollen wir kaufen,“ — und mit diesen Worten warf sie ihr das Band wieder zu.

Emilie bückte sich um es aufzunehmen, und entgegnete halblaut: „Selbst goldne Ringe binden die Treue

nicht, wären sie auch mit blauen Steinen geziert." In diesem Augenblick war sie mehr bei Sinnen, als seit langer Zeit, das Mädchen aber verstand die Bedeutung dieser Worte nicht, und rief: „Sie ist toll! scher' sie sich ihres Wegs; hier ist kein Tollhaus." Emiliens lichter Augenblick war verschwunden, und ihr Gesicht nahm so verwirrte Züge an, daß die Aufwärterin laut schreiend zurücksprang. Einer der Bedienten wollte sich galant bezeigen und ergriff Emilien am Arm, um sie aus dem Thor zu schieben, sie aber setzte sich zur Wehr und wollte sich losreißen, um zu flüchten. Nun umringte sie der ganze Schwarm; der Eine wollte sie für einen Schilling tanzen sehen, der Andre sich von ihr wahrsagen lassen, und Alle vereinigten sich dahin, sie zu verspotten und zu mißhandeln; ja der gutmüthige John und sein schwarzer Kamerad nahmen sogar Theil an dieser allgemeinen Belustigung. Das kleine Kind erwachte und schrie, die Andern äfften seine Klagetöne nach. Indessen hatten Herr King und seine Frau von ihren Freunden, unter denen kein einziger war, der ihn bei seiner früheren Abreise begleitet hatte, Abschied genommen, und kamen die Treppe herab, um in den Wagen zu steigen. Betsy lief mit dem Mantel der Doctorin voraus, Marget folgte langsam mit dem Juvelkästchen und einer Menge anderer kostbarer Sachen, die ihre Arme beinahe nicht zu fassen vermochten. Neugierig eilte Betsy zu dem Haufen hin, und blickte zwischen den Köpfen der Andern durch, um zu sehen was vorginge.

„Ein toll Mädchen und ein klein Kind, schrein wie ein Kaiman im Röhricht," erklärte John mit lautem Gelächter über seinen eignen witzigen Vergleich.

„O, die Arme," rief Betsy mit einem mitleidigen Blick auf Emilie. Diese hörte es, und näherte sich der einzigen Barmherzigen, um bei ihr eine Zuflucht zu suchen, die Andern aber wollten sie zurückhalten. Dabei glitt das Tuch einen Augenblick von der Brust des Kindes zur Seite, und Betsys scharfer Blick hatte ein, von keinem Andern beachtetes, rothes Kreuz entdeckt. Erschrocken schrie sie laut auf: „Meg, Meg, um Gottes willen, komm, Meg!" Marget hatte es gehört und drehte den Kopf, aber Alfred und seine Frau hatten eben die letzte Stufe der Treppe erreicht, und die Doctorin rief, als sie diesen Tumult gewahr wurde: „Jagt doch das Bettlerpack aus dem Hofe, damit man in seinen Wagen kommen kann. Marget, sie bleibt hier! setze sie sich auf den Vordersitz, und halte sie das Kästchen auf dem Schooß; sie ist mir dafür verantwortlich."

Betsy rief noch einmal nach Meg, aber diese saß schon im Wagen. In ihrer Angst lief sie zu Alfred und sprach: „Herr, die Tolle! die Tolle!" Mehr aber vermochte sie nicht hervorzubringen. Die Doctorin zog Alfred in den Wagen, und schalt: „Beß, welche Aufführung? Augenblicklich setze sie sich in den Wagen oder ich werde es ihr lehren. Fahre zu, Kutscher!" Mit einem Sprung saß die arme Betsy neben den beiden schwarzen

Bedienten im Wagen, denn der strenge Blick ihrer Herrschaft erlaubte keinen Widerspruch, und ihre sklavische Natur beugte sich vor dem Despotismus. Als der Wagen durchs Thor rollte, lehnte sie sich hinaus, so weit es möglich war. Emilie, um die sich Keiner mehr kümmerte, hatte sich dicht an die Wand gedrängt, damit sie nicht von den Wagenrädern verletzt werde, und drückte das Kind dicht an sich, um es zu beschützen. Betsy blickte so starr darnach, daß ihre Augen fast aus dem Kopf gesprungen wären, aber es war in die Schürze gehüllt, und sie murmelte vor sich hin: „Hätte Meg es nur gesehn! sie ist nicht bange vor der Herrin;" und bei dem bloßen Gedanken an sie zog das arme Mädchen schnell den Kopf in den Wagen zurück, und wagte nicht einmal mehr hinauszublicken.

Als Betsy auf der ersten Station Marget ihre Entdeckung mittheilte, wollte diese ihren Worten nicht glauben, da selbige aber bei ihrer Behauptung beharrte den kleinen „Ficki" mit dem rothen Kreuz auf der Brust leibhaftig gesehen, und sein Weinen gehört zu haben, da wurde sie nachdenklich und entgegnete: „Der große Geist hat es gethan; Meg hat ihren Jungen befreit von allem Bösen und allen bösen Augen," — und nun brannte sie eben so sehr von Verlangen nach Kopenhagen zurückzukommen, als ihre gestrenge Herrin die unschuldige, halb zur Brandstätte gewordene Hauptstadt verabscheute.

Ihr Wunsch sollte erfüllt werden, denn ein Geschäft, welches Alfreds persönliche Gegenwart nothwendig machte,

zwang ihn wider Erwarten im Frühling 1808 vor seiner Rückkehr nach Westindien auf kurze Zeit nach Kopenhagen zurückzukehren. Seine Frau war zu eifersüchtig, um ihn allein ziehen zu lassen, und begleitete ihn daher trotz aller Beschwerden, welche in jener Zeit mit einer Reise verbunden waren. Zum großen Trost der Negerinnen fuhr Alfred mit seinem gewöhnlichen schwarzen Gefolge, grade ein Jahr nach seiner letzten Landung bei der Zollbude, durch das Thor von Kopenhagen. Anfänglich war die Zeit seines Bleibens freilich nur auf wenige Wochen bestimmt, aber zu Margets Beruhigung wurde sie auf einen ganzen Monat verlängert. Drei Wochen waren schon verflossen, ohne daß Betsys und Margets Nachforschungen zu einem Resultat geführt hätten, obgleich sie jedem Bettlerweibe nachliefen und alle kleinen Kinder begafften. Überall wurden sie gescholten und verspottet, aber ihr frommer Eifer erkaltete nicht, und der kleine „Ficki" und sein rothes Kreuz waren der Gegenstand all ihrer Gespräche. „Könnten wir ihn doch wiederfinden," sagte Betsy; „wie froh würdest du werden, Meg, wenn du deinen Jungen wieder hättest;" aber nicht ein einziges Mal fiel es ihr ein, von der Freude seiner Eltern zu reden.

Eines Nachmittags in der Dämmerung stürzte Betsy athemlos zu Marget ins Zimmer, und konnte kaum die Worte hervorbringen: „Meg, Meg, dein Ficki!" Lange dauerte es, ehe sie Athem genug sammeln konnte, um näher zu erklären, daß sie das tolle Bettlerweib gesehen

habe, und wisse wo sie sei. Marget wurde im ersten Augenblick so überrascht, daß ihre Kniee zitterten und sie kaum zu tragen vermochten, im nächsten aber waren beide schon auf der Straße, und Betsy führte den Zug an. Sie hatte Emilien in eine Bude hineingehen sehen, und sowohl sie als das Kind ganz deutlich erkannt. Die Negerinnen liefen mehr, als sie gingen, doch ehe sie noch die Bude erreicht hatten, war dennoch die Frau mit dem Kinde schon wieder fort. Ein junges Mädchen stand hinter dem Tisch, und besorgte ihren Handel; Marget fragte, ob sie nicht ein Wesen gesehen habe worauf Betsys Beschreibung sich anwenden ließe, aber die angegebenen Merkmale waren zu allgemein und paßten auf Tausende. Marget schalt Beß, weil sie unbesonnen genug gewesen war die Frau aus den Augen zu lassen, und Beß weinte helle Thränen über Megs Vorwürfe, während sie vergebens in jede Bude hineinguckten. Marget nannte Beß schon eine Närrin, und zweifelte an dem Wunderwerk des großen Geistes; hatte sie ja doch selbst das Kind auf den Tisch gelegt, und gesehn, wie derselbe mit Allem, was sich darauf befand, von einer Bombe zu Staub zermalmt worden war. Während die Mohrinnen noch einmal ihre Trauer über jene Schreckenszeit auffrischten, wanderten sie wieder nach Hause, und trockneten häufig ihre Augen. Da ergriff Betsy plötzlich ihre Freundin am Arm und hielt sie an, indem sie mit dem Finger vor sich hin deutete: aus einem Nebengäßchen kam Emilie ihnen entgegen. Sorglos und unbekümmert

wanderte sie heim, nachdem sie wieder einen Tag in Dürftigkeit und Stumpfsinn verlebt hatte; ihre Füße trugen sie mechanisch nach Hause, und fast hätte man sagen können, diese wären klüger als sie selbst, denn sie verband ja keinen Gedanken mit allen diesen Wendungen rechts und links, durch alle diese Gäßchen und Winkel. Das verflossene halbe Jahr hatte ihren Zügen einen älteren Ausdruck gegeben, und dieselben waren noch mehr eingefallen, als zu jener Zeit wo Betsy sie im Thor des Hotels erblickte. Der kleine Knabe lag wie gewöhnlich in der Schürze.

Marget blieb stehen wie angedonnert; ihre funkelnden Augen folgten jeder Bewegung der Kommenden, und sie glich einem Raubthier, das auf seine Beute lauert.

„Sie ist es," sagte Betsy.

„Still, Beß! und der Junge — mein Ficki?"

„Er ist es; ich will darauf sterben; es ist dein Junge, Meg."

„Still, Beß."

Emilie kam ihnen gerade entgegen; ihr Blick war unverwandt auf die Erde geheftet; sie bemerkte die Negerinnen nicht; ihr Gang war schleppend, und von der schwebenden Sylphide, welche ehemals die Augen und die Bewunderung aller Vorübergehenden auf sich gezogen hatte keine Spur mehr übrig. Für alles Äußere war sie abgestorben, aber die Sorgfalt, womit das Kind eingehüllt

war, bewies, daß Mutterliebe erst mit dem organischen Leben dahin stirbt.

Marget ballte die Hand zum Kampf, öffnete sie wieder zum Ergreifen, und diese Bewegung ihrer Finger war das einzige Zeichen, daß die schwarze, in der halb offenen Thür eines kleinen Hauses verborgene Gestalt ein lebendes Wesen sei. Die Laternen auf der Straße waren noch nicht angezündet, und nur aus dem gegenüberliegenden Laden fiel ein heller Schein über die Gasse, der Emiliens Gestalt vollkommen deutlich beleuchtete. In dem Augenblick, in welchem sie sich neben den Negerinnen befand, griff Margets kräftige Hand in ihre Schürze, und ehe sie sich noch überfallen wußte, erhob die schwarze Feindin das Kind hoch über ihren Kopf, sprang mit einem langen Satz auf die Straße in den hellen Lichtstreifen hinaus, riß die ärmliche Bedeckung von der Brust des Knäbleins zur Seite, und sah mit eignen Augen das rothe Kreuz. Und als sie nun ihrer Sache vollkommen gewiß war, da drückte sie ihren Ficki fest in ihre Arme, und schrie laut auf vor Freuden.

Im ersten Augenblick war Emilie von dem Überfall betäubt, im nächsten aber stürzte sie mit erhobenen Händen und gespreitzten Fingern, mit wild rollenden Augen und gellendem Geschrei auf Marget los, um ihr die Beute wieder zu entreißen. Auch Betsy schrie, aber vor Schreck, als sie Marget von der Wahnsinnigen angegriffen sah; ein Auflauf bildete sich sogleich, und als die Leute den

Kampf der Armen mit der reich gekleideten Negerin sahen, die einen Knaben vertheidigte, welchen jene ihr entreißen wollte, da schlugen sie sich natürlicher Weise auf die Seite der Verunglimpften und vertheidigten — Marget! — „Sie ist toll, sie ist lange wahnwitzig gewesen! Solch' eine sollte nicht frei herumgehen dürfen, denn sie fällt ja schickliche Leute an! fort mit ihr! halt sie fest! Es ist vornehmer Leute Kind! Werft sie zu Boden wenn sie nicht loslassen will!" — so schrie man von allen Seiten. „Sie ist toll, sie will das Kind stehlen!" rief Betsy ununterbrochen. Ein handfester Kerl packte Emilien an der Brust, um sie fest zu halten, ein anderer gab ihr mit der geballten Faust einen Schlag auf den Kopf, so daß sie schwankte. Marget riß jetzt das Kind ganz zu sich, und die Unglückliche sank zur Erde, da sie die letzte Hoffnung aufgeben mußte dasjenige zu vertheidigen, was sie einzig noch ans Leben kettete, aber indem sie fiel, stieß sie ein so fürchterliches Geschrei aus, daß es selbst den gaffenden Pöbel erschreckte, welcher sie umringt hielt und mißhandelte. Sobald Marget und Betsy sich von ihrer wilden Feindin befreit sahen, ergriffen sie eilig die Flucht und Keiner hielt sie auf, denn Aller Aufmerksamkeit war ausschließend auf Emilie gerichtet, die sich noch heulend auf der Erde wand. Mitleiden trat jetzt an die Stelle der Härte, mit welcher sie noch eben behandelt war; Jeder wollte sie aufrichten, Jeder ihr beistehn, und so viele Hände vor Kurzem gegen sie erhoben waren, eben so

viele waren jetzt bereit, für sie zu kämpfen. Aber Emilie blieb gleichgültig bei dieser Theilnahme; da sie Marget und ihren kleinen Knaben nirgends mehr entdeckte, schloß sie die Augen, und sank ohne ein Lebenszeichen zusammen. — Jetzt erst fiel es den Leuten ein, daß man sie gewöhnlich mit einem kleinen Kinde in ihrer Schürze habe herumgehen sehn, und daß sie doch vielleicht die Angegriffene sein könne.

Bewußtlos wurde sie nach ihrer ärmlichen Behausung geschafft, bewußtlos die knarrenden Stufen der verfallenen Treppe hinangeschleppt, und als sie am nächsten Morgen auf ihrem Strohlager erwachte, und ihren Alfred nicht fand, da brach sie aus in Klagen und Thränen, aber ihre Wildheit kehrte nicht wieder, denn ihre Kräfte waren erschöpft, und ihr Wahnwitz hatte nichts Erschreckendes mehr.

Viel geringer als Emiliens Schmerz über den Verlust des verlornen Alfred, war die Freude über die Wiederauffindung des todtgeglaubten Friederichs in Doctor Kings Hause. Die Doctorin betrachtete das arme Kind fast mit Abscheu, und Alfred schüttelte mißtrauisch den Kopf, als Marget und Betsy in Betreff des rothen Kreuzes ihr Bekenntniß ablegten. War der erste Theil der Geschichte wahr, — und er konnte ja keinen Grund haben, daran zu zweifeln, — so war das Kreuz ja unwiderleglich ein Kennzeichen, welches zwei Kinder von gleichem Alter und Aussehen nicht leicht mit einander gemein haben

konnten. Wie aber war der kleine Friederich von der Bombe gerettet worden? Dies ungelöste Räthsel blieb immer gleich unauflöslich. — Er wandte sich an die Polizei, um eine Aufklärung über die Frau einzuholen, bei welcher Marget das Kind gefunden hatte; aber die Beschreibung der Negerinnen war so verwirrt und widersprechend, daß sich kaum eine Vermuthung darauf bauen ließ. Ich glaube gern, daß die jetzige, vortreffliche Polizei Emilien und ihren Aufenthaltsort mit größter Leichtigkeit aufgefunden haben würde, die damalige aber war — soviel ist gewiß — dazu nicht im Stande. Verschiedene in die Zeitungen eingerückte Bekanntmachungen führten auch zu keinem Resultat, denn Zeitungen werden wohl nur selten von der Menschenklasse gelesen, zu der Emiliens Eltern gehörten, und sie waren ja die Einzigen welche dies Dunkel hätten aufklären können. So war und blieb die Sache ein Räthsel, wurde aber dadurch nur zugleich interessanter; sie erregte Aufsehen, Kings Bekannte strömten zusammen, um das wiedergefundene Kind zu begrüßen, und Marget ward nicht müde, die fürchterliche Begebenheit mit allen ihren Umständen zu erzählen. Dieser Eclat versöhnte die Doctorin nach und nach mit dem Knaben, ja sie lächelte demselben sogar zu, wenn Marget ihn in das Zimmer brachte, damit die Fremden das Wunderkind betrachteten, dessen Rettung sich nicht erklären ließ.

Emiliens Schmerz war still und rührend; sie weinte unaufhörlich so lange sie zu Hause war, aber dann sprang

sie plötzlich auf, stürzte die Treppe hinab, und durchrannte die Straßen mit eiligen Schritten. Das Bewußtsein, sei's auch noch so umnebelt, ist nie ganz ohne Erkenntniß. Emilie wußte, daß ihr Kind mit Gewalt geraubt sei, also — Gewalt gegen Gewalt! Aufsuchen wollte sie ihre Feindin, um Gleiches zu vergelten mit Gleichem; zwischen ihr und Marget bestand ein Krieg auf Leben und Tod. Abends kehrte sie nach Hause, um das Strohlager mit ihren Thränen zu netzen, und wenn ihr alter Vater sie trösten wollte dann küßte sie ihn und sprach: „Ich weine ja nicht mehr, Vater. Nicht wahr, morgen finde ich wohl meinen kleinen Alfred wieder?" Stärker noch strömten dann ihre Augen, und man hätte fürchten mögen, daß sie hinschmelze in Thränen. —

Einige Zeit war verflossen; Alfred besaß zu viel Leichtsinn, um weiter an diese Begebenheit zu denken; da fand er eines Tages bei seiner Nachhausekunft eine Vorladung, auf dem Polizeiamt zu erscheinen. Warum leistete er derselben fast mit Entsetzen Folge? Erklären konnte er sich das nicht. Er durchlief in Gedanken sein früheres Leben, um eine Veranlassung der Vorladung zu finden, denn sonderbar genug fühlte er sich überzeugt, daß selbige mit seinen eignen Untersuchungen über das Kind nicht in Verbindung stehen könne; da strandeten seine Gedanken plötzlich an einer grauenerregenden Klippe, und die hieß — Emilie. Darum verletzte ihn der bündige und gebietende Ton der Vorladung auch nicht, der sich mehr für einen

Befehl als für eine Bitte eignete. Das Gewissen suchte den reichen Mann heim mitten in seinem Überfluß. Er mußte sich selbst gestehen, daß er Emilien verrathen und unglücklich gemacht habe, und erkannte in diesem Augenblick in seiner unglücklichen Ehe eine gerechte Strafe. Als er die düstern Säle betrat, wo fast der Unschuld selbst zu Muth sein muß, wie dem überzeugten Verbrechen, als er stehend, weit über die ihm bestimmte Zeit, warten mußte, als er sich umringt sah von Menschen, deren Züge den Stempel des Lasters und Verbrechens trugen, als die Handlanger der heiligen Gerechtigkeit höheren und niederen Grades ihn zum Gegenstand ihrer forschenden und durchdringenden Blicke machten, da perlte der Schweiß auf seiner Stirn, und zum ersten Mal seit langer Zeit dachte er recht ernstlich an Emilie.

Seine Ahnung betrog ihn nicht. Durch die Entdeckung einer Hausdieberei waren früher einmal verschiedene ihm gehörige Sachen, welche mit den beiden Buchstaben A. K. bezeichnet gewesen waren an die Polizei gekommen. Nun sollte Alfred sich in Betreff einer gefundenen, mit denselben Buchstaben bezeichneten, vor mehren Jahren auf dem Polizeiamt abgelieferten Börse erklären. Es war seine Börse, dieselbe, die er im Trennungsaugenblick Emilien gegeben hatte! Ein armer Arbeiter hatte sie vor dem Thor des gräflichen Palais gefunden, woselbst er früher Portier gewesen war. Da Keiner aus der gräflichen Familie den Fund als sein Eigenthum anerkannte,

hatte er ihn zur Anstellung weiterer Nachfragen gleich ins Polizeiamt geliefert, bisher aber war der Eigenthümer vergeblich gesucht worden. Der Mann war sehr arm gewesen, und hatte sehr wohl gewußt, welch ein Schatz in seine Hände gefallen sei, denn er hatte die in der Börse befindliche Summe genau angegeben, aber auch nicht ein Schilling fehlte daran.

Als Alfred mit der Börse in der Hand den Saal verließ, schwindelte ihm fast. Sie brannte ihn wie Feuer und schien ihm schwer wie Blei. Die Gewißheit von Emiliens Jammer und Noth also hielt er in seiner Hand; die letzte ärmliche, oft wiederholte Entschuldigung, womit er vor sich selbst seine Handlungen beschönigt hatte, war vernichtet. Auf Nichts hatte er sich mehr zu stützen; er hatte geglaubt auf einem Balken zu schwimmen, und der Balken war verwandelt in einen Strohhalm, der zerknickte, als er ihn ergreifen wollte. Zwei Mal hatte er Emilien hülflos in die Welt hinausgestoßen, zwei Mal hatte er dies gethan, während er selbst im Überfluß schwamm. Da fühlte er, was Reichthum ist ohne Seelenfrieden; er drückte seine Börse so fest in seiner krampfhaft geschlossenen Hand, daß ihr feines Gewebe zerriß, aber kein tröstender Gedanke wollte sich in die Seele des Verzweifelnden senken. Der reiche Mann beneidete den armen Arbeiter, der seinen Reichthum verachtet und ihn für den Frieden seines Gewissens nicht hatte eintauschen wollen. Jetzt erkannte Alfred, daß ein ewiger Lenker lebt, daß es

eine Bestrafung der Sünden, eine Belohnung des Guten giebt. Er hatte keinen Muth, dem ärmsten Bettler, dem er auf seinem Wege begegnete, den verschmähten Reichthum anzubieten, denn er kam sich selbst vor, wie ein Gebrandmarkter in der menschlichen Gesellschaft, und zerstreute lieber unbemerkt die Banknoten; als er aber das letzte Denkmal seiner Erniedrigung vernichten und die Börse selbst wegwerfen wollte, da hing sie fest an seinem Finger, der die Maschen durchbrochen hatte, und die Erinnerung an ihre Geschichte — konnte er die wohl von sich werfen? —

Der Instinct, dessen Dasein wir so oft bemerken, leitete endlich Emiliens Schritte in die Nähe von Kings Wohnung, und sie sah Marget mit dem kleinen Knaben auf dem Arm in die Pforte hineingehen; derselbe Instinct sagte ihr auch, daß nur List ihr gegen die Übermacht Hülfe leisten könne. Sie bekämpfte sich, blieb in einiger Entfernung stehen, sah das Kind verschwinden, und behielt noch Macht genug über sich selbst, um den Schrei zu unterdrücken, der schon auf ihren Lippen schwebte; gewaltsam preßte sie ihre magern Hände an das Herz, dessen Schläge ihre Brust zu zersprengen drohte, aber sie schwieg. In großen Kreisen bewegte sie sich beständig um das Haus, und als sie Abends zu ihren Eltern heimkehrte, da warf sie sich an ihres Vaters Brust, und rief aus: „Ich habe meinen Alfred gesehen; Morgen bringe ich ihn wieder mit nach Hause!“ Aber als wären die Schwierigkeiten ihr

eingefallen, die ihr dabei entgegentreten mußten, zog sie die Augenbrauen zusammen, ballte die Hände, und fügte hinzu: „Ich will ihn mitbringen und sollt' ich auch die Schwarze morden, die ihn trägt." Der Gedanke an das erlittene Unrecht preßte wieder Thränen aus ihren Augen, und schluchzend rief sie aus: „Ich habe nie den Menschen Böses gethan, und dennoch haben sie mir zwei Mal mein Kind geraubt! O Gott! sie haben mich Arme sündlich behandelt!" —

Es war Emilien eines Abends in der Dämmerung geglückt, sich unbemerkt in den Hof des von Alfred bewohnten Hauses einzuschleichen. Im Schatten der umliegenden hohen Gebäude irrte sie spähend umher, und betrachtete aufmerksam die Fenster. Sie stieg eine Hintertreppe hinauf, und untersuchte unbemerkt jenen Theil der Wohnung, war aber doch selbst nicht im Stande, sich Rechenschaft über ihre eigenen Beobachtungen abzulegen. Auch hier leitete das Schicksal jene Kleinigkeiten, aus denen die Begebenheiten des menschlichen Lebens sich zusammenreihen. Betsy war in einem Geschäft ihrer Herrschaft ausgewesen und ging bei ihrer Heimkehr über den Hof und die Hintertreppe hinan; die lauernde Emilie gewahrte es; mit wie leichten Schritten auch Betsy die Treppen hinauf lief, Emilie ging immer noch leichter, und nicht einmal die scharfen Sinne der Negerin bemerkten die Verfolgende. So entdeckte Emilie, in welche Thür Betsy hineinginge und innerhalb dieser hörte sie Margets

Stimme, und — wenigstens bildete sie sich es ein — das Weinen eines Kindes. Ihr Kind war's, es war Alfred, der da weinte; jetzt litt er Ungemach und sehnte sich nach ihr, wie sie sich nach ihm sehnte. Sie drückte das Ohr an die Thür, und große Schweißtropfen perlten auf ihrer Stirn, als sie aber Schritte vernahm, stürzte sie die Treppen wieder hinab, und floh aus dem Hofe.

Als Alles im Hause vollkommen still geworden war, wollte sie in selbiges zurückkehren, fand jedoch die Pforte verschlossen; verzweifelnd rüttelte sie am Schloß, bis ihre Hände blutig waren; es gab nicht nach. Ja in ihrem wahnsinnigen Eifer versuchte sie sogar, die schwere Pforte aus ihren Angeln zu heben; sie warf sich nieder auf die Straße, und preßte das Gesicht gegen das kalte Steinpflaster, um durch die schmale Öffnung unter der Pforte hineinzublicken in den Hof, den das Licht aus Alfreds Fenster beleuchtete. Die Schritte Vorübergehender verjagten sie oft, aber immer kehrte sie zurück und setzte ihre fruchtlosen Bestrebungen fort, bis sie dieselben endlich ermattet aufgab, um sie in der nächsten Nacht zu erneuern, und sich mit dem Gedanken tröstete, der bisher ihre Kräfte aufrecht erhalten hatte: „Morgen bekomm' ich meinen Alfred zu sehen."

Die Nacht war dunkel, und die Laternen verbreiteten nur ein spärliches Licht über die Straßen. Emilie wollte in der Nähe von Alfreds Wohnung bleiben; an ihre Wohnung, an ihre Eltern dachte sie nicht mehr.

Jeder Laut eines Fußtritts gab ihren Schritten eine andre Richtung. Jedes Zusammentreffen mit Menschen vermied sie, als sie aber über eine der Brücken gehen wollte, um einen einsameren Theil der Stadt aufzusuchen, da hörte sie plötzlich Schritte von mehren Seiten zugleich. Wie ein gejagtes, von Hunden verfolgtes und geängstetes Reh fuhr sie zusammen, und als nun ihr Blick eben auf eine kleine schmale Treppe fiel, die sich im Schatten des Bollwerks neben der Brücke hinabwand, betrat sie dieselbe, ohne zu wissen wohin sie führte. Hätte sie hinabgeführt in den kalten Strom, Emilie hätte sich in den Wogen verborgen, denn Verborgenheit war ihr einziger Wunsch.

Vielleicht wissen nur wenige meiner Leser, daß die meisten Brücken der Hauptstadt unterirdische Höhlen oder gewölbte Kammern verbergen, die an der Wasserfläche liegen und unzugänglich sind, wenn das Wasser sehr hoch im Canal steht und den schmuzigen, steinernen Fußboden überspült. Zu einem solchen Cloak, dessen gewölbte Decke Emiliens Kopf fast berührte, führte diese Treppe hinab. Der Fußboden war noch feucht von der letzten Überschwemmung, die ihn mit dickem Schlamm bedeckt hatte; ein kalter Zugwind pfiff durch das Gitterwerk, welches das eine Ende des Gewölbes verschloß, die plätschernden, unruhigen Wellen spielten am Rande des Fußbodens, und drohten jeden Augenblick die Unglückliche zu vertreiben, welche genöthigt war, in diesem finsteren, stinkenden Grabe einen Zufluchtsort für die Nacht zu suchen; ein schmaler

Lichtstreifen fiel von der Laterne neben dem Bollwerk durch den Eingang, und beleuchtete schwach einen, längs der einen Seitenwand befestigten Balken, auf welchem drei unbewegliche Gestalten, ein Mann und zwei Frauenzimmer, sitzend schliefen. Diese Umgebungen und diese Gestalten erregten in Emilien einen unwillkührlichen Schauder; sie wollte zurücktreten, aber in demselben Augenblick rief der Wächter dicht neben der Treppe, auf deren unterster Stufe sie noch zauderte, die erste Stunde des Tages. Erschrocken legte sie die Hand auf die Brust; die Furcht vor einer doppelten Gefahr gab ihr für den Augenblick ihr Bewußtsein wieder, denn vernünftige Leute und Sinnesschwache stehen in umgekehrten Verhältnissen: was jenen den Gebrauch ihres Verstandes raubt, und ihre Seelenkräfte lähmt, giebt diesen für eine kurze Zeit die verlornen geistigen Kräfte zurück. „Wer rettet mich von hier?" flüsterte sie vor sich hin, und bei diesen Worten hatte sie ein vollkommen klares Erkenntniß ihres Unglücks. —

„Hilf uns, o Jesu! tragen,
Zu deines Namens Ehr,
Des Kreuzes Last und Plagen,
Kein Heiland ist sonst mehr —"

rief der Wächter mit lauter Stimme, indem er sich zufällig gegen die Treppe wendete, und wie eine Antwort aus einer höheren Welt umschwebten diese Töne Emiliens Haupt. Sie verwiesen sie zur Geduld, jenes Arcanum, welches die Welt dem Unglücklichen stets anzuempfehlen

bereit ist, und dies war schon hinreichend. Trostlosigkeit umnebelte wieder ihre Sinne, und der lichte Moment war wieder entschwunden. Sie war von dem Magnetismus berührt, der uns unempfindlich macht gegen körperliche Entbehrungen, denn nur in kleinen Unglücksfällen können Entbehrungen unsere Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Gegenstand unseres Unglücks ablenken und zerstreuen, ohne daß wir dessen selbst recht bewußt werden, steigt aber das Unglück bis zur Seelenqual, dann haben wir keinen Körper mehr, wenigstens fühlen wir ihn nicht, und schlafen eben so süß auf hartem Stein als auf weichem Flaum. Als Emilie das Gewölbe betrat, und einen unbesetzten Platz auf dem langen Balken einnahm, geschah dies mit jener Gefühllosigkeit des Geistes gegen alles Andre als Alfreds Dasein, welche jetzt bei ihr zur Natur geworden war.

Sie schlief ein, und neben ihr schliefen zwei der verworfensten ihres Geschlechts und ein zerlumpter Dieb, und alle Vier schliefen gleich süß auf demselben Balken, denn das Unglück macht Alle gleich, und nur das Glück begründet einen Unterschied. Das Unglück macht Alle gleich — und die Träume. Emilie träumte von Alfred, von dem treulosen Geliebten ihrer Seele; er saß neben ihr, drückte ihre Hand mit dem lieben Ringe an sein Herz, und gab ihr die süßesten Namen. Emilie blühte wie eine Rose von Liebe und Glück, denn sie war wieder neunzehn Jahr. Da drückte er ihre Hand, aber so fest, daß es

faſt ſchmerzte; ſie wollte die Hand wegziehen, aber er faßte ſie noch ſtärker, und ſprach: „Meine geliebte Emilie, lange ſind wir getrennt geweſen, aber jetzt laſſ' ich dich nicht mehr; wir wollen immer beiſammen bleiben, wir beiden und unſer kleiner Alfred.“ Und bei dieſen Worten preßte er ihre Hand ſo ſtark, daß ſie unfreiwillig emporfuhr.

Als ſie erwachte war ſie von den Dreien umringt, und dieſe hielten Rath über ſie; das eine Weibsbild hatte ihre Hand ergriffen, um ihr das Kleid abzuziehen, und da ſie es nicht bekommen konnte, ohne ſie zu wecken, rüttelte ſie Emilien unbarmherzig und ſchrie: „Her mit dem Kleide; du kannſt meinen Rock zum Tauſch bekommen und alle Löcher als Zugaben.“ Ihres Tuchs hatte die Andere ſich ſchon bemächtigt; entſetzt fuhr Emilie auf und wollte entfliehen, aber der Dieb ergriff ſie am Arm, und zwang ſie mit Gewalt ſich wieder auf den Balken nieder zu ſetzen. Es ward ſchwarz vor ihren Augen, und ſie war nahe daran ohnmächtig zu werden. Unwillkührlich riß ſie ihre Hand los, und legte ſie auf die Stirn, aber dieſe Bewegung verrieth, daß ſie im Beſitz noch eines Dinges ſei, welches die Verworfenen reizen konnte. Eins von den Weibern ergriff ſie am Handgelenk, und wollte den Ring von ihrem Finger reißen, Emilie ſchloß krampfhaft die Hand zu, das Weib brach ſie wieder auf, und rief nach mehren vergeblichen Verſuchen ſich des Kleinodes zu bemächtigen erbittert: „Den Ring will ich haben; ſtopf ihr das Maul zu, und gebt mir ein Meſſer!“

So sollte denn dieser Ring, dieses traurige Unterpfand, welches Emiliens Seelenfrieden gemordet hatte, auch noch ihr Leben in Gefahr bringen.

Der Zerlumpte suchte in seinen Taschen: „Ich habe heute Messer genug gesehen, aber sie liegen lassen; hier ist ein Feuerstahl. — Der verfluchte Kram nützt zu nichts," und mit diesen Worten schleuderte er ihn durch den Eingang hinaus ins Wasser, und wellende Kreise bildeten sich im Canal.

„Hinterher mit ihr!" schrie das erbitterte Weibsbild, und entsetzliche Eide und Scheltworte begleiteten diesen Ausruf. „Hinterher mit ihr! Erst aber will ich den Ring haben; haltet sie fest!"

Sie ergriffen Emilien; die Eine hielt ihr mit rauher stinkender Hand den Mund zu, die Andere hing sich an ihren Arm — schon fühlte Emilie ihre Kräfte abnehmen, aber es galt ihr Heiligthum; ihre Feindin biß ihr in die Hand, und der Schmerz zwang sie dieselbe zu öffnen, schon glitt der Ring am Finger, da raffte sie verzweifelt all' ihre Kräfte zusammen, schleuderte den Kerl auf den glatten Boden zur Seite und stieß einen gellenden Schrei aus, der in der düstern Höhle wiederklang, und über das Wasser dahin hallte. Augenblicklich ließen alle Drei los, und dachten nur an ihre eigne Rettung. So bald sie sich frei fühlte war Emilie in den dunkelsten Winkel geflüchtet, aber hier brachen ihre Kräfte zusammen, und erschöpft sank sie auf den nassen Fußboden hin. Das er-

bitterte Weib raufte sich die Haare und schrie: „Stoßt sie mit dem Fuß in den Canal sammt ihrem elenden Messingring;“ aber das war nur eine ohnmächtige Drohung, denn schon ertönten Fußtritte auf der steinernen Treppe, und Nachtwächter erschienen am Eingang. Ohne viel Umstände zu machen oder die Sache genauer zu untersuchen, ergriffen diese den Zerlumpten und die beiden verworfenen Weiber, und schleppten sie hinweg; sie bemerkten Emilien, deren Ohnmacht sie rettete, nicht.

Eben graute der Morgen und die ersten dämmernden Lichtstrahlen fielen durch den Eingang, und erleuchteten den vordersten Theil des Gewölbes; ein röthlicher Schimmer färbte die ruhigen Wellen des Canals, der Himmel war rein und wolkenleer, die Vögel verließen ihre Nester, flatterten hin und her, und setzten sich zwitschernd auf die Masten der kleinen, von einer plumpen, dicht neben der Brücke liegenden Baggermaschine fast verborgenen Jacht. Im goldigen Glanz schimmerten die Fensterscheiben der fernen Häuser, und einer der frischen Frühlingsmorgen entfaltete sich, an dem der glückliche Mensch ausruft: „O Gott, wie ist Deine Welt so schön!“ — „O Gott, wie ist Deine Welt so schrecklich!“ rief Emilie, als sie die Augen aufschlug, und sich einsam und verlassen, von Seelen- und Körperschmerzen gepeinigt, mit einer wirren Erinnerung an ein schreckliches Begegniß in der kalten Wölbung auf dem feuchten steinernen Boden fand. Sie sank hin auf ihre Kniee und faltete ihre Hände, nach-

dem sie sich überzeugt hatte, daß ihr Ring gerettet sei, aber sie betete nicht, und kein bewußter Gedanke fesselte ihre Seele. Sie stützte den Kopf gegen die harte Mauer, und weinte bittre Thränen. —

Den ganzen Tag brachte sie in einem Verschlage in der alten Baggermaschine zu, einem Zufluchtsort, den sie gesucht hatte, ohne zu wissen, warum sie ihn suchte, und was sie gefunden hätte. Aufgerollte Taue und anderes, zur Maschine gehöriges Werkzeug bildete ihr Lager. Einige steinharte Schiffszwiebacke, die sie in einem Winkel fand, wo die Matrosen sie hingeworfen und der Schiffshund sie hatte liegen lassen, weil er so schlechte Kost verschmähte, waren ihre Nahrung. Emilie verzehrte sie, ohne zu wissen, was sie genösse; wenn sie dachte, dachte sie nur an Alfred, aber oft dachte sie gar nicht, und brachte manche Stunde grade vor sich hinstarrend mit dumpfem Hinbrüten zu. Der Tag ward ihr unendlich lang, denn sie sehnte sich nach der Nacht, und sobald es zu dunkeln begann, verließ sie ihren Versteck, und schlich sich mit einem scheuen Blick auf das unheimliche, noch leere Gewölbe die Treppe hinan, und erreichte unbemerkt die Straße. Keiner beachtete die Unglückliche, die jeder menschlichen Gestalt auswich, wie einem reißenden Thier. Sie fand die Pforte in Doctor Kings Haus noch offen, schlich unbemerkt mit leisen Schritten die Hintertreppe hinan, und blieb lauschend vor der Thür stehen, die Alles verschloß, was in diesem Leben noch Werth für sie hatte. Als sie

Stimmen vernahm, zeigte ihr Gesicht rachsüchtige Züge; sie ballte die Hand, und erhob sie drohend gegen die verschlossene Thür, und dann schlich sie sich leise noch höher ins Haus hinauf, um sich zu verbergen, bis Alles ruhig geworden. Sie gerieth auf einen Heuboden, der ihren ermüdeten Gliedern eine willkommene Lagerstatt darbot, und Ermattung goß bald Schlummer über ihre Augen.

Erst spät am Abend erwachte sie, und alsbald war „Alfred" ihr erster Gedanke. Das Kind schlief in dem Zimmer unter ihr ruhig und sicher in seinem Bettchen, ein Lächeln spielte um seine Lippen, und frisch blühten seine Wangen. Die eine kleine Hand ruhte auf der Decke, und umschloß eine silberne Schelle, deren einförmiger Glokkenlaut ihn in Schlaf gewiegt hatte; der weiße Nachtanzug war so weit zur Seite geglitten, daß man den Anfang des tätovirten Kreuzes auf seiner Brust erblickte. Marget saß an einem Tisch, und wandte den Rücken der Thür, die Seite aber dem Bett des Kindes zu. Sie war beschäftigt, die Bänder eines Reisemantels abzutrennen und weiter zurück zu setzen, damit ihr Knabe besser gegen die Kälte beschützt werde, denn morgen wollte der Doctor mit seinem ganzen Hause nach Westindien abreisen. Diese Arbeit beschäftigte sie ganz und gar, die Strahlen eines Lichtes fielen auf ihr strenges und ernstes Gesicht, und glitten hinter ihrem Kopf vorbei auf das Bett des Kindes hin. — Während sie die Bänder mit einem kleinen Taschenmesser abtrennte, summte sie leise ein Lied

vor sich hin, dessen einförmige Töne sie verhinderten zu hören, daß die Thür zur Treppe leise geöffnet wurde. Ein menschliches Wesen trat gebückt und vorsichtig ins Zimmer.

Derselbe Schimmer, der Alfreds Wiege beleuchtete, fiel auch auf Emilie, deren Augen vor Freude strahlten, und sich darauf mit langsam über die Wangen hinablaufenden Thränen füllten. Ihr Haar hing unordentlich über das Gesicht hinab, Distelblätter und Kleeblumen waren darin hängen geblieben, als sie im Heu schlief, und ihr ganzes Äußeres hatte etwas Hexenartiges.

Auf den Zehen schlich sie näher, und stand bald hinter Marget, deren Bewegungen verriethen, daß sie nicht schlafe. Emilie beugte sich so weit zur Seite, daß sie das Profil der Negerin betrachten konnte, und als sie in ihr die Räuberin ihres Kindes wieder erkannt hatte, ballte sie die Hand mit einem drohenden, wilden Ausdruck ihrer Mienen, der aber wieder verschwand, da ihre Blicke langsam auf die Wiege glitten. Mit gefalteten Händen beschaute sie den kleinen Knaben, und warf dann wieder einen flüchtigen, aber freundlicheren Blick auf die Mohrin, denn das frische und gesunde Aussehn des Kindes hatte für Margets sorgfältige Pflege einen redenden Beweis abgegeben, dessen Macht sie nicht widerstehen konnte. Darauf beugte sie sich vorsichtig nieder, um das Kind aus der Wiege zu heben.

Marget saß noch in derselben Stellung; Emilie neigte sich über die Wiege hin, zog mit der einen Hand

die Decke weg, und ließ die andre unter die Kissen gleiten, um das Kind aufzuheben, ohne es zu erwecken. Es glückte; der Kopf des Knaben berührte nicht mehr das Kopfkissen, die Hand mit der Schelle ruhte in ihrer Hand. Emilie warf einen Blick auf die Thür, — sie stand nur angelehnt, Nichts hinderte ihre Flucht. Margets Gesang war verstummt, ihre Hand war in den Schooß gesunken, ihr Kopf war schwer geworden, ihre Augenlider zugefallen und sie dem Einschlummern nahe, — da schlug der Klöppel der Schelle leise an. Der schwache Laut erweckte Marget, und unwillkührlich wandte sich ihr Kopf; auch Emilie drehte sich nach der Negerin um, und gehässig begegneten sich die Augen der beiden, einander dicht gegenüberstehenden Feindinnen. Während Marget mit dem Messer in der Hand aufsprang, wollte Emilie das Kind aus der Wiege reißen, aber die Kräfte gebrachen ihr; mit einem dumpfen Schmerzensschrei ließ sie es zurücksinken, und stemmte sich Marget entgegen, deren Faust ihre Schulter gepackt hielt. Auch die Negerin stieß einen schwachen Schrei aus, als sie Emiliens verzerrtes Antlitz mit dem Gepräge der grimmigsten Erbitterung anstarrte. Wie zwei Hyänen, mit sprühenden Augen, mit dickangeschwollenen Stirnadern standen sie einander gegenüber. Marget athmete fast nicht, Emiliens Brust wogte krampfhaft und schnell. Sie wollte Marget zur Seite stoßen, aber diese vertheidigte die Wiege wie ein wildes Thier sein Junges, und Emiliens Kräfte waren die schwächeren. Sie ergriff

Margets linken Arm, und biß ein tiefes Mal hinein. Die Negerin wollte sie mit der andern Hand von sich stoßen, aber auch nach der biß Emilie, und die Schneide des kleinen Messers, welches Marget noch in der Hand hatte, fuhr zwischen Emiliens offene Zähne hindurch, und verstümmelte ihre Zunge. Mit einem dumpfen Gurgelton ließ Emilie los, ihr Blut über die Wiege des Kindes hinspritzend. Marget schwang zum andern Mal die Hand mit dem Messer, aber Emilie hatte ihren Angriff schon aufgegeben. Sie rang die Hände, strengte sich an zu reden, brachte aber keinen Laut hervor, schlug verzweifelnd die Hände über dem Kopf zusammen, und verschwand durch die offene Thür. Marget hörte sie die Treppe hinabstürzen, einen Augenblick nachher wurde die Pforte zugeschlagen, und Alles war wieder still. Sie verschloß jetzt sorgfältig die Thür, und durchwachte die Nacht mit Angst und Grauen vor all dem Unglück, welches „ihrem Jungen in dem abscheulichen Lande, voll Hexen und bösen Augen," noch zustoßen könnte. Als sie am Morgen das Kind aus der Wiege nahm, fiel ein kleiner glatter Ring mit hellblauem Stein aus dem Kissen, den Marget mit Entsetzen aufnahm und in derselben Schachtel verbarg, welche ihre Heiligenbilder bewahrte, weil sie ihn für ein böses Zeichen hielt. Am selben Tage trat Doctor King mit Familie seine Reise nach Westindien an. Als sie in den Wagen stiegen, um wegzufahren, stieß Marget, die den kleinen Friederich trug, Betsy an, und zeigte ihr noch

deutlich erkennliche Blutflecken auf dem Steinpflaster. Betsy betrachtete sie, und raunte: „Du hast deinen Jungen gerettet, Meg;“ aber Margets Besorgnisse schienen noch immer nicht beschwichtigt, denn sie erwiderte kopfschüttelnd: „Meine Hand ist blutig gewesen, und mein Messer war scharf, aber Meg wagte nicht sie zu tödten, auch wollte ich nicht.“ —

Als Emilie aus Doctor Kings Wohnung flüchtete, verirrte sie sich auf den finstern Straßen, denn Thränen, erpreßt von Körper- und Seelenleiden, blendeten ihre Augen, und sie wurde von den Wächtern ergriffen, die sie in Gewahrsam bringen wollten. Sie versuchten eine Angabe über ihre Wohnung von ihr zu erzwingen, da aber die Unglückliche nicht antwortete, weil sie nicht konnte, schlug der eine sie erbittert mit dem Morgenstern auf den Kopf, so daß sie ohnmächtig zusammen sank. In diesem Zustande brachte man sie auf das Polizeiamt, wo jedoch Keiner sie kannte, Keiner Aufschluß über sie ertheilen konnte; stumpfsinnig starrte sie alle Umgebungen an, als hätte sie dergleichen Dinge nie früher gesehen. Endlich hielt man sie für eine Ausländerin, und redete sie in allen möglichen Sprachen an, aber keine von allen schien sie zu verstehen. Wenn sie kleine Kinder sah, weinte sie heftig, sobald man sie wegbrachte, versiegten ihre Thränen. Einige Monate später, als man immer noch keine Spur entdeckt hatte, die zu Aufschlüssen über sie leiten konnte, sandte man sie „bis auf Weiteres“ in ein Hospital für

Wahnsinnige, wo sie ohne Namen, nach einer Beschreibung, wie ein lebloses Ding in das Register eingetragen wurde.

Täglich ging ihr alter Vater nach der Langen-Brücke, um mit schwerem Herzen durch die Scheiben des dort belegenen kleinen Leichenhauses zu gucken, wo die Überreste der Selbstmörder und Verunglückten vorläufig aufbewahrt werden. Die erste Unkenntliche beweinte er als seine einst jugendlich blühende, hübsche, liebevolle Emilie, die Hoffnung seiner alten Tage — ach, seine Hoffnungen waren nicht in Erfüllung gegangen! —

Der kleine Friederich starb plötzlich auf der Überfahrt, aber die Doctorin King nahm sich das gar nicht zu Herzen, denn sie sollte bald wieder Mutter werden, Marget jedoch weinte bitterlich über ihren Liebling. Auch Alfred war bisweilen betrübt, und um ihn, wie sich selbst, zu trösten, sprach Marget oft von dem Knaben, und behauptete bei einer solchen Gelegenheit, daß ein böses Weib ihn durch einen Ring verhext habe. Alfred lachte über ihren Aberglauben, als sie aber den Ring hervorzog, um ihre Aussage zu bekräftigen, und ihm denselben hinreichte, da wurde er selbst augenblicklich wie verhext. Marget erzählte ihrer Freundin Beß, er sei weiß im Gesicht geworden, wie eine getünchte Wand, habe sich vor die Stirn geschlagen, und den Ring angestiert, als sollten die Augen aus seinem Kopfe springen. Ob er ihn behalten oder ins Wasser geschleudert, wußte sie nicht, aber ein Menschenleben mußte der Ring wenigstens gekostet haben, darauf wollte sie ster-

ben. „Wäre der nicht gewesen . . . .“ sagte sie kopfschüttelnd zu Betsy, und Betsy nickte, in der Meinung ihre Hindeutung verstanden zu haben. Auch Marget hatte Recht: „wäre der nicht gewesen!“ — —

Emilie wurde, wie ich erzählt habe, in ein von Kopenhagen weit entferntes Hospital für Kranke und Sinnesschwache gebracht, wo man ihr ein Bett in der Ecke eines langen Saals einräumte. Dieser Winkel war von Stund an beständig der reinlichste und ordentlichste in der ganzen Stube. Sie trägt dieselbe dunkelbraune Kleidung wie alle Unglücklichen dieser Stiftung, und ihr langes braunes Haar ist abgeschnitten; ihre Hände sind feiner und weißer als die aller andern, und sie betrachtet sie bisweilen Stunden lang mit Aufmerksamkeit. Die übrigen Wahnwitzigen beschuldigen sie des Stolzes und der Eitelkeit, weil sie nie redet, und weil sie sich täglich Ringe aus einem Strohhalm flicht, den sie auf ihrem Wege findet. Ist ein solcher Ring ihr geglückt, so setzt sie sich still und ruhig in einen Winkel, und scheint Jemanden zu erwarten, denn ihr Blick ist erwartungsvoll auf die Thür geheftet, aber beständig sieht sie sich getäuscht. In diesem Blick liegt etwas Unbeschreibliches; er enthält ein fürchterliches Geheimniß. Dies ist auch ihren Wärtern aufgefallen, und darum wird Emilie Jedem, der die Stiftung besucht, im eigentlichsten Sinn des Worts wie ein ausländisches Thier vorgezeigt, welches der Gegenstand gleichgültiger Neugier ist. —

— „Arme Emilie!“ rief Ludwig unwillkührlich alblaut.

„Du hattest Recht, Ludwig, als du sagtest, meine Geschichte sei eine bürgerliche Misère,“ sprach Otto; „von einer solchen Misère macht man sich keinen Begriff, wenn man sie nicht gesehen hat. Eines Abends befand ich mich in der Nähe des Hospitals auf einer kleinen Reise, und machte Bekanntschaft mit einem Arzte der Anstalt; unser Gespräch fiel auf die Stumme, wie man sie nannte, und da ich keine Zeit hatte meine Reise aufzuschieben, begleitete ich ihn gleich, um sie zu sehen. Vergebens würde ich versuchen dir den Eindruck zu schildern, den diese Abendwanderung auf mich machte. Wir traten in einen langen, ziemlich niedern und mit neben einander gestellten Betten so dicht besetzten Saal, daß nur der nothwendige Durchgang frei blieb, an dessen Ende eine dämmernde Lampe brannte. Emilie lag und schlief; Jugend, Schönheit, Unschuld und Liebenswürdigkeit waren verschwunden, und sie befand sich wieder in einem Hospital; — in einem Hospital hatten wir sie ja auch zuerst kennen lernen. Aber hier kniete kein beredter Liebhaber neben ihrem Bett, nur eine mürrische Wachfrau, sinnesschwach wie alle Übrigen, saß ihrem Bett gegenüber, und schnarchte laut; ihre Beine hatte sie in Emiliens Bett gesteckt, und den Stuhlrücken an die Wand gelehnt, um bequemer zu sitzen. Vielleicht war es dieselbe Wachfrau, die damals die junge hübsche Emilie Fogt so getreu be-

wachte, als sie krank auf dem Friederichshospital lag. So unmöglich wäre das eben nicht, denn Wachfrauen sehen gewiß so viel, daß sie den Verstand dabei verlieren können. Aus der andern Ecke des Saals ertönte das beständige Murmeln einer alten Frau, die in mehr als vierzig Jahren Tag und Nacht einen ungetreuen Liebhaber beweint hatte, welcher sie und ihr Kind verlassen, um eine reiche Wittwe zu heirathen; sie glaubt er sei todt, und hält beständig eine liebevolle Leichenrede über ihn — beständig dieselbe Leichenrede. Neben ihr lag eine andere Kranke im höchsten Grade der Auszehrung, weinend, weil der Arzt ihr nicht Erlaubniß geben wollte, aufzustehen und sich zum Tanz zu begeben, wo ihr Liebhaber sie erwartete. Die Übrigen schliefen, und mit ihnen Emilie, die von diesen traurigen Umgebungen nichts bemerkte, denn der Bruder des Todes ist fast eben so mitleidig als der Tod selbst. Ihre Züge waren noch hübsch, ihr Ausdruck edel, denn der Wahnsinn schlummerte in diesem Augenblick zugleich mit dem erschöpften Körper, aber eingefallen und mager waren ihre Wangen, und tiefe, unauslöschliche Furchen hatte der Kummer um ihren Mund und auf ihrer Stirn gezogen. Niemals habe ich eine weißere Stirn gesehen. Sie schien mit einem Heiligenschein umgeben, der ihre Unschuld bezeugte.“ —

— Otto schwieg einen Augenblick, und da auch Ludwig schwieg: fuhr er in seiner Erzählung fort:

Einige Jahre später fanden Veränderungen im Per-

sonal des Hospitals statt, und einer unserer früheren Bekannten, Carl Meier, wurde daselbst angestellt. Dieser junge, nachdenkende Arzt wollte Alles selbst untersuchen und sich nicht auf Traditionen verlassen. Seit vielen Jahren hatte Keiner zu Emilien geredet, weil dies der allgemeinen Meinung nach nutzlos war, da sie nicht antworten konnte, und auch ihm wurde sie als „die Stumme" vorgestellt. Ihr Anblick erweckte dunkle Erinnerungen, die er nicht gleich zu verknüpfen und zu verbinden wußte, beständig aber schwebte es ihm vor, als habe er sie früher gekannt, und ihr geheimnißvolles Geschick sei ihm nicht fremd; daher beschäftigte denn auch Keiner von den seiner Sorgfalt anvertrauten Patienten ihn mehr, als diese unbekannte Stumme, welche — das bemerkte er bald — nicht so ganz aller lichten Augenblicke entbehrte, wie man ihm gesagt hatte. Eines Tages, als ihr die Erlaubniß geworden war, im Garten des Hospitals spazieren zu gehen, traf er sie auf einer schattigen Bank, wo sie in traurige Betrachtungen und in Beschauung eines Ringes verloren saß, den sie sich aus einem gelben Strohhalm geflochten hatte. Ein kleines blaues im Grase gefundenes Vergißmeinnicht hatte sie in das Geflecht hineingewebt, und so das Symbol der Treue nachgebildet. Carl näherte sich ihr unbemerkt, und blickte über ihre Schulter. Da ging plötzlich bei dem Anblick des nachgeahmten Ringes, der ihn in seinen Volontairtagen so oft beschäftigt hatte, ein Licht in ihm auf, und eine entschwundene Zeit trat

deutlich vor seine Seele. Der junge Mann hatte sich damals selbst in die hübsche Patientin verliebt, und seine Liebe könnte die arme Emilie vielleicht in einen sichern Hafen geleitet, und sie zu einer glücklichen Frau und Mutter gemacht haben, aber der hübsche und reiche Westindier trat zwischen ihn und die Jungfrau, die ihre Eroberung nicht einmal bemerkte. Als er Alfreds Ring auf Emiliens Hand erblickte, war das Schicksal zweier Menschen entschieden; seine Liebe verkümmerte nach und nach, aber sein Unwille gegen den glücklichern Nebenbuhler wurzelte tiefer und tiefer in seinem Herzen. Viele Jahre hindurch hatte er nicht an diese vorübergehende Jugendneigung gedacht, jetzt saß der Gegenstand derselben vor ihm, in der braunen Klostertracht der Wahnsinnigen, verblüht und verstummt, ausgeschlossen von dem menschlichen Verein, eine arme Gefangene, die nie Befreiung hoffen durfte, und dennoch treu die Hand anbetete, die ihre Ketten geschmiedet hatte. Ganz unwillkührlich rief Carl mit einem Ton des Vorwurfs: „Alfred!“

Wie ein plötzlicher elektrischer Schlag durchzitterte dieser Name Emilien; mit der Schnelligkeit des Blitzes drehte sie den Kopf, und starrte den Redenden an. Da sie einen Fremden erblickte, schloß sie die Augen, faltete die Hände so gewaltsam, daß der Strohring zerriß, und wiederholte halblaut: „Mein Alfred!“ Darauf sank ihr Kopf auf die Bank, und sie brach in Thränen aus.

In der langen Zeit ihres Schweigens waren ihre

Sprachorgane geheilt und hatten nach und nach ihre natürliche Biegsamkeit wieder erhalten, und ihre Stimme tönte wieder so klar wie damals, als ihr Silberklang Carls jugendliches Herz bewegt hatte; er setzte sich neben sie, ließ ihre Thränen ungehindert fließen, ergriff theilnehmend ihre Hand, und sprach zu ihr von Alfred, von ihren Eltern, von ihrer Kindheit. Eine solche Theilnahme war in einer langen Reihe von Jahren der Unglücklichen nicht erzeigt, welcher alle Gerechtigkeit auf Erden versagt worden war, und der Arzt wurde nun der Vertraute seiner Kranken.

Es blieb ein Geheimniß zwischen Emilie und Carl, daß sie nicht stumm sei, und dadurch wirkte er desto stärker auf sie ein. Nur in den einsamen Gängen des Gartens, entfernt von allen Geistesschwachen und ihren Wärtern, löste sich Emiliens Zunge, und ihr Herz wälzte dann in vertrauten Gesprächen einen Theil der Last von sich ab, welche es zusammenpreßte. Ihre lichten Augenblicke wurden zahlreicher, aber von Alfred wollte sie oft nicht reden, vermied dann seinen Namen, und beweinte ihr Unglück in allgemeinen Ausdrücken.

Mit der Zunahme ihrer Seelenkräfte schwanden die körperlichen hin; sie ward krank, verfiel in ein langwieriges Nervenfieber, und erholte sich zwar wieder unter der sorgsamen Pflege des Arztes, der ihr ein besonderes Zimmer verschafft hatte, aber diese Krankheit schien Alles niedergebrochen zu haben, was die jüngst verflossene Zeit

aufgebaut hatte: Sie versank von Neuem in Grübeleien, und war stumm, sogar in Carls Gegenwart, der die Hoffnung auf ihre Heilung fast aufgab, als er sie nach einer vierzehntägigen, durch nothwendige Geschäfte veranlaßten Reise nach Kopenhagen bei seiner Rückkehr ins Hospital so verändert wiedererblickte.

Indessen hatte er nur die Richtung nicht verstanden, welche Emiliens Gedanken in dieser Zwischenzeit genommen hatten. In ihrer Seele hatte sich eine religiöse Ruhe entwickelt, die ihre Gefühle geläutert und sie vor jedem Rückfall gesichert hatte, aber sie fühlte, daß diese Ruhe ihr Eigenthum sei, und fürchtete, die Welt möchte selbige zerstören, sobald sie ihr Dasein ahnete — ein Mißtrauen, welches man der Hartverfolgten leicht verzeihen wird. Darum schwieg sie. Als aber Carl ihr eines Tages im Garten begegnete, sich neben ihr in einem freundlichen Lusthaus niederließ, wo sie den Rest ihres Lebens zu verträumen wünschte und mit affectirter Gleichgültigkeit sprach: „Ich habe Doctor King in Kopenhagen gesehn," da konnte sie ihren Gefühlen nicht länger gebieten, und rief mit Wärme: „Haben Sie ihn gesehn — so ist er denn nicht mehr weit von mir entfernt."

„Er war dort," antwortete Carl theilnehmend; „er ist nicht mehr dort; er ist wieder fort."

Emilie blickte ihn fragend mit bittender Miene an, und legte ihre Hand sanft auf seinen Arm. Carls Auge

fiel auf dieselbe und fand keinen Strohring mehr; seit seiner Zurückkunft hatte sie keinen mehr getragen.

„Er ist wieder auf dem Wege nach der andern Hälfte des Erdballs,“ fuhr der Arzt fort; „Cain zieht unstät umher mit dem Mal auf seiner Stirn, und vermag keinen Ort zu finden, wo er sein Haupt zur Ruhe legen könnte.“

Emilie ließ seinen Arm fahren, und Carl bemerkte, daß sie ihre Hände unter der Schürze faltete.

„Sie sind gerächt, Emilie. Ich habe Alfred gesehen und ihn durchschaut. Er ist ein reicher Mann, ein ungeheuer reicher Mann, sagen die Leute, und ein glücklicher Mann, fügen die Thoren hinzu. Er besitzt Alles, was ein Mensch wünschen mag von irdischem Gut und irdischer Herrlichkeit, die Regierung hat ihm ein Ritterkreuz und einen glänzenden Titel gegeben, er hat einen hübschen Wagen und die besten Pferde, aber er steht allein in der Welt, mitten in all dieser Herrlichkeit, und würde Alles, Alles hingeben für eine einzige ruhige Nacht. Von seiner Frau kann er nicht geschieden werden, obgleich sie ihn peinigt und plagt, und obgleich er selbst mit der ganzen Welt weiß, daß sein eigener Diener ihr Liebhaber gewesen ist. Sein zweites Kind ist auch todt. Ein von ihm adoptirter Knabe wurde vergiftet, und nahm das entsetzlichste Ende. Alles verwelkt um ihn her; er selbst sieht aus wie eine Schlange, leichenfahl, gelb und hohläugig, und sein Haar ist grau, wie das Haar eines Greises. —

Es ist ein Bild des bösen Gewissens, und sein Lächeln gehört zu dem Abscheulichsten, was ich je gesehen habe. Vor Kurzem war eine große Gesellschaft bei ihm; Alle waren lustig, und er der Allerlustigste; er trank und spielte wie ein Rasender, man hätte glauben sollen, daß er strebe sich zu Grunde zu richten, und daß es ihm nicht glücken wolle. Gott behüte und bewahre Jeden vor einer solchen Lustigkeit! Nachts war er krank gewesen, und am Tage nachher wurde ich zu ihm gerufen, aber den Anblick vergesse ich nie. Ich hatte beschlossen, von Ihnen zu ihm zu reden, aber ich konnte es nicht über mein Herz bringen; laß ihn am Leben hangen, so lange er kann, ich mag ihn nicht tödten, und eine vollständige Kenntniß des Unglücks, das er verschuldet, möchte doch selbst für sein Colonialgewissen zu viel sein. — Ja, das ist die westindische Natur und die westindische Erziehung!" — fügte der Arzt hinzu, als eine Reminiscenz aus jener Zeit.

Emilie hatte schon längst beide Hände vor das Gesicht gehalten. Als der Arzt schwieg, antwortete sie: „Die Rache gehört dem Herrn, aber seine Barmherzigkeit ist groß, und Er wird ihm vergeben, wie ich ihm vergeben habe. Nun weiß ich, warum ich Ihn anflehen soll, und Er wird mich auch erhören, denn Er allein weiß, was ich gelitten habe."

Emilie winkte mit der Hand und der Arzt ging. Den ganzen Tag blieb sie allein, und brachte die Nacht auf ihren Knieen zu, im Gebet zum Leiter der Welt. Als

Carl sie am Vormittage wieder besuchte, ergriff sie seine Hand mit den Worten: „Versprechen Sie mir, daß Sie mir sagen wollen, wenn er gestorben ist, und — daß ich beständig hier bleiben darf."

„Das verspreche ich Ihnen," antwortete Carl, und führte ihre verwelkte Hand an seine Lippen.

„Mein einziger Freund!" flüsterte Emilie gerührt mit einem Händedruck; „möchten Sie mir bald jene Nachricht bringen können — Gott ist barmherzig." —

Emilie ist jetzt vollkommen geheilt und stets still und ergeben. Die Arbeiten, welche sie mit Kunst und Fleiß ausführt, werden durch die Fürsorge ihres Arztes verkauft, und den Überschuß vertheilt sie unter Arme außerhalb des Hospitals. Sie spricht nur in Carls Gegenwart, und die Wärter zeigen sie noch beständig, aber in weiter Entfernung, den Fremden als „die stumme Unbekannte, ohne Vaterland, ohne Namen und ohne Alter." Es ist streng verboten, sie zu beunruhigen, und diesem Befehl wird gewissenhaft nachgelebt, denn Emiliens Sanftmuth und Wohlthätigkeit haben Aller Herzen für sie gewonnen. Carl Meier, der durch seine unermüdliche Sorgfalt endlich ihre Heilung bewirkt hat, genießt in der Stille seines Triumphs, denn er ist zu bescheiden, um mit dieser glücklichen Cur zu prahlen, und ehrt Emiliens religiöse Ruhe zu sehr, um sie zum Gegenstand der Aufmerksamkeit Anderer machen zu wollen. So hat denn Emilie endlich

einen, durch schwere Prüfungen erkämpften Frieden gefunden. — —

Dir meine junge und hübsche Leserin, die du schon der liebeheuchelnden Stimme eines einschmeichelnden Liebhabers höhern Standes gelauscht, die du schon die ersten Schritte unter jenen anlockenden Blumen gemacht hast, ohne eine Ahnung von all den Dornen, die sie verbergen, — dir, welche dieses Verhältniß noch so süß anlächelt, der es noch so unschuldig scheint, — dir ganz besonders widme ich diese Blätter. Nimm sie als ein Geschenk von einem Freunde, der es gewiß eben so ehrlich mit dir meint, als dein Liebhaber. —

Otto schlug das Manuscript zusammen. Ludwig saß noch in derselben Stellung mit der Hand vor der Stirn; Beide schwiegen. Endlich sprach Otto: „Aber dein Rendezvous, Ludwig. Du vergissest, daß die kleine Dame mit den braunen Schnürstiefeln deiner wartet.“

Ludwig zog seine Uhr aus der Tasche, und steckte sie wieder ein, ohne nach den Zeigern gesehen zu haben. „Es ist zu spät geworden,“ entgegnete er; „ich will einen Spaziergang über den Wall machen, denn ich bedarf der frischen Luft.“

„Ich hoffe, daß ich deine gute Laune durch meine Erzählung nicht gestört habe,“ sprach Otto; „das wenigstens war nicht meine Absicht.“

„Nein, ich bin bei sehr guter Laune," entgegne Ludwig mit demselben ernsten Gesicht. „Lebe wohl, i will einen Spaziergang machen."

„Seh' ich dich morgen? Aber dann triffst du vie leicht mit deiner Emilie, oder wie sie sonst heißt, zusan men. Also übermorgen vielleicht?"

Ludwig strich sich mit der Hand über die Stir: reichte sie dann Otto hin, und antwortete: „Ich komn morgen zu dir; mit dem Rendezvous ist es vorbei. Le wohl Otto!" Damit nahm er seinen Hut und ging.

Otto warf einen Blick auf sein Manuscript, un sagte im Selbstgespräch: „Das war ein gutes Omei möchte es nur die Wahrheit verkünden!" —

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.